

mehr auf ein Kompromiß hin, das den Gegenstand der Erörterung am Sonntag, den 7. März, zwischen den deutschen und alliierten Staatsmännern bilden würde und sich folgendermaßen zusammenfassen ließe: 1. Sofortige Aufnahme Deutschlands, 2. Verschiebung der übrigen Kandidaturen auf den Herbst, 3. eine Konferenz der an den neuen Kandidaturen interessierten Mächte im Geiste von Locarno.

Beim Zustandekommen einer solchen Einigung würde zweifellos eine Krise auf der Märztagung des Völkerbundes vermieden werden. Ueber die sachliche Berechtigung der neuen Kandidaturen hätte dann die geplante Konferenz sich auseinanderzusetzen. Es würde dort zu erörtern sein, ob Spanien, Polen und Persien ihrem Größenrange nach, ob China bei seiner politischen Desorganisation gegenwärtig schon als Ratsmächte in Frage kommen. Eine ernsthaftere Diskussion verdient zweifellos der Anspruch des größten Staates Lateinamerikas, Brasiliens. Doch wird auch zu erwägen sein, ob für die gegenwärtige Regelung nicht eine Neuordnung der nichtständigen Ratsmitglieder genügt, da ja zwei Großmächte, die Vereinigten Staaten und Rußland, noch außerhalb des Völkerbundes stehen.

Neben diesen äußeren Schwierigkeiten hat der grundsätzliche Wille der Reichsregierung noch erhebliche innere Widerstände auf dem Wege nach Genf zu überwinden. Es ist ein offenes Geheimnis — und Dr. Luther hat mit der gebotenen Vorsicht auch deutlich davon gesprochen —, daß weite Kreise im deutschen Volke der Aktionsfähigkeit und auch dem objektiven Urteil der Völkerbundsversammlung Mißtrauen entgegenbringen. Manche Entscheidung des Bundes, so die über Oberschlesien, hat diesem Mißtrauen einigen Grund gegeben. Dieses Mißtrauen würde in beheblicher Weise wachsen, wenn auf der Märztagung die berechtigten Ansprüche Deutschlands übersehen würden.

Erfolgt aber der Eintritt Deutschlands in der zu Locarno vereinbarten Form, dann wird auch für jene eine Umstellung notwendig sein, die bisher den Völkerbundsgeboten behauptet haben. Durch den Beitritt des Reiches zum Völkerbund übernimmt jeder einzelne Staatsbürger eine Verpflichtung gegenüber einer Gemeinschaft, deren Grenzen weiter gesteckt sind, als die seines Vaterlandes. Diese Gemeinschaft ist aufgebaut auf der von den Völkern der europäischen Rasse geschaffenen Kultur, deren Einheit von außen her längst erkannt, von den Trägern dieser Kultur aber über — an sich durchaus berechtigten und wertvollen — nationalen Verschiedenheiten immer wieder verkannt worden ist.

Die Befriedung Europas ist die gegenwärtige große Aufgabe dieser Gemeinschaft. Der grundsätzliche Wille, an dieser Befriedung mitzuwirken, ist von den deutschen Regierungen seit 1918 immer schärfer betont worden. Die politische Linie, auf der dieser Wille sich heute noch auswirkt und deren Einheitlichkeit gestern von Dr. Luther ausdrücklich betont wurde, ist 1921 von dem damaligen Reichskanzler Dr. Wirth aufgezeigt und später von Marx weiter verfolgt worden. Die Erkenntnis, daß diese politische Linie die richtige ist, hat erst mühsam umkämpft werden müssen. Wirth und Marx sind um der gleichen Wahrheiten willen, die heute Luther unter Beifall aussprechen kann, auf das schwerste geschmäht worden. Ihrer zu gedenken ist heute eine Ehrenpflicht, wenn festgesetzt wird, daß die Stellung Deutschlands in der Welt sich während der letzten Jahre beträchtlich gebessert hat.

Nur in der Zusammenarbeit mit den anderen Völkern kann die würdige Stellung des Deutschen Reiches wiederhergestellt werden. Der grundsätzliche Wille zu dieser Zusammenarbeit muß über alle Schwierigkeiten hinweg dem deutschen Volke erhalten bleiben. Befriedung und Befreiung deutscher Lande und deutscher Wirtschaft sind mit dem Fortschritt der internationalen Wohlfahrt und der europäischen Zivilisation unvereinbar. Wer für die Befriedung Europas wirkt, hilft mit an der endgültigen Befreiung des Vaterlandes. Dgh.

Gegen das Volksbegehren

Berlin, 3. März. Die Zentrumsfraktion des Reichstags erläßt eine Kundgebung, in der u. a. heißt: Die vermögensrechtliche Auseinandersetzung mit den Auktionshäusern eignet sich nicht zu einem Volksentscheid. Das im Volksbegehren geforderte Gesetz steht mit den Grundgesetzen der Reichsverfassung in unlösbarer Widersprüche. Zur Herbeiführung einer gerechten Lösung soll von Reichs wegen ein Sondergericht gebildet werden. In diesem Gerichtshofe werden auch Laien in ausreichender Zahl mitzuwirken haben. Die Kundgebung schließt mit der Aufforderung an die Zentrumswähler, ihre Namen nicht in die Listen für das Volksbegehren einzutragen.

Zentrum und Wingerntol

Aus dem Reichstoge wird uns mitgeteilt: Auf einen Antrag des Zentrumsoberordnenen v. Guérard hat der Aelterntat des Reichstages beschlossen, am Donnerstag dieser Woche die gesamten Etatsberatungen zu unterbrechen und dafür sich mit der Not der Wingerntol und den zu dieser Frage vorliegenden Anträgen der Parteien zu beschäftigen. Das Zentrum hat zur Not des deutschen Weinbaues und zur wirtschaftlichen Kollege der Winger einen neuen umfassenden Antrag eingebracht, der neben der vom Zentrum sofort nach Wiederzusammentritt des Reichstages vorgelegten Interpellation die Grundlage der Erörterungen bilden wird.

Eine Auhendebatte im Reichstag

Fortsetzung der Etatberatung.

Berlin, 3. März.

Der Reichstag nahm gestern einen Kompromißantrag an, nach dem die Erreichung der vollen Friedensmiete vom 1. April auf den 1. Juli 1926 verlegt wird. Dann wurde die Beratung des Etats des Reichsarbeitsministeriums fortgesetzt. Ab. Gerig (Ztr.) verlangte die Anpassung der Unterhaltungsätze der ehemaligen Heeres- und Marinearbeiter an die Höhe der Zuschürenten, die bei der Versorgungsanstalt der Deutschen Reichspost vorgelesen sind. Von Regierungseite wurde das zugesagt. — Abg. Hofmann-Ludwigshafen (Ztr.) berichtete über die Hilfsmaßnahmen für die deutschen Arbeiter, die im Saargebiet und in Elsass-Lothringen beschäftigt sind. Die französischen Zollbeamten an der Saar ließen bei der Behandlung der deutschen Arbeiter vom Locarno-Geiste wenig spüren. Auf sozialistische Anfrage erklärte der Reichsarbeitsminister Dr.

Luthers Optimismus

Die Hamburger Rede

Hamburg, 3. März.

Reichskanzler Dr. Luther hielt gestern abend auf einem Empfang des Senats in Erwiderung einer Ansprache des Hamburger Oberbürgermeisters Petersen eine Rede, in der er sich über das Völkerbundsproblem aussprach. Der Kanzler führte aus:

„Biele werden der Meinung sein, daß sich in den abgelaufenen Ereignissen eine sogenannte naturgeschliche Zwangsläufigkeit auswirkt, und manche werden in dieser Feststellung einen gewissen Trost finden. Andere werden auch in den Vorgängen der Vergangenheit in erster Linie die Leistung von Persönlichkeiten erblicken, die in richtiger Einschätzung des Möglichen dem deutschen Volk einen klaren Weg gewiesen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es nicht angeht, Außenpolitik zu treiben ohne

Gesthalten einer bestimmten Linie.

Augenblickserfolge lassen sich vielleicht auch durch plötzliches Umschwenken erzielen. Auf die Dauer wird die internationale Handlungsfähigkeit nur dadurch erworben und festgehalten, daß auch die anderen Staaten die Sicherheit eines einheitlichen Handelns erkennen. Für die praktische Arbeit kann es demnach nur eine Lösung geben: Verantwortlich und zielbewußt alles daran setzen, um die vorhandenen weltpolitischen Kräfte so zu nutzen, daß aus ihnen der mögliche Vorteil für das Vaterland entsteht!

Auch bei solchem grundsätzlichen Willen, den ich für mich in Anspruch nehme, müssen die Tatsachen, mit denen man arbeiten will, richtig eingeschätzt werden. Daß nach dem Ende des ungeheuerlichen Waffenringens in beiden Lagern die Kräfte der reinen Gegenläufigkeit sehr rege blieben, haben wir alle erlebt. Ist es nicht durchaus begreiflich, daß in weiten Kreisen des Volkes immer noch eine Hoffnung blieb, als wäre das alles nur ein böser Traum, aus dem man doch endlich einmal erwachen müßte? Auf der anderen Seite ist es Tatsache, daß in den Siegerstaaten die Kräfte lebendig und vielfach am Werke blieben, die unter Festhalten der Kriegsvorbereitungen hofften und wähten, die unterlegenen Staaten dauernd zum Gegenstand willkürlicher Machtausübung machen zu können.

Worauf es für die praktische Politik ankommt, ist allein dieses: Jeder Schritt, den wir tun, muß uns weiter nach oben führen. Dabei wird oft streitig bleiben, ob der einzelne Schritt nicht hätte noch größer sein können. Daß aber die gesamte Richtung der politischen Arbeit seit dem Ende des Kampfes bei Anlegung solchen Maßstabes nicht falsch war, ergibt sich aus dem tatsächlichen Ablauf der Dinge. Die Wiederherstellung der deutschen Wirtschaftsfreiheit im besetzten Gebiet, die Räumung des Ruhrgebietes und der Sanktionsstädte Düsseldorf und Duisburg, endlich die Räumung der nördlichen Rheinlandbahn sind auf der geraden Linie der bisherigen Politik erwachsen. Die Wiederaufrichtung der durch den Krieg zerstörten europäischen Wirtschaft ist eben nur denkbar, wenn die großen nationalen Kräfte der einzelnen Völker nicht im Gegenzug zueinander, sondern in gleichberechtigter Zusammenarbeit entwickelt werden. Dieser Weg, den die deutsche Politik bewußt gegangen ist, hat im Zusammenwirken mit den Staatsmännern der anderen Länder schließlich zum Abschluß von Locarno geführt, den der Reichstag mit großer Mehrheit gutgeheißen hat.

Nun wissen Sie, daß der Locarnopakt erst wirksam wird durch den

Eintritt Deutschlands in den Völkerbund.

Die Reichsregierung hat deshalb den Ausnahmeantrag gestellt, nachdem der deutsche Anspruch auf Räumung der ersten Rheinlandzone endlich erfüllt war. Leider ist alsbald nach der Abwendung unserer Eintrittsgegner ein Umstand hervorgetreten, und der, meine Herren, das ganze Werk von Locarno zu zerstoren droht. Bei allen Erörterungen über den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund war es für uns ganz selbstverständlich, daß vor unserem Eintritt irgendwelche bedeutungsvollen Veränderungen innerhalb des Völkerbundes nicht mehr vorgenommen werden könnten. Alle Erwägungen in Deutschland über die Bedeutung unseres Eintritts in den Völkerbund sind demnach von der Tatsache der jetzigen Organisation, besonders der jetzigen Zusammenfassung des Rates mit der einzigen Ergänzung ausgegangen, daß Deutschland einen ständigen Ratsfig sofort bei seinem Eintritt bekommen sollte.

Mit diesem Stand der Dinge ist es unvereinbar, wenn die Einräumung des ständigen Ratsfiges an Deutschland mit einer weiteren Veränderung in der Zusammenfassung des Rates verbunden würde. Wer auf Grund bestimmter Absreden seine Aufnahme in eine Organisation beantragt, darf erwarten, diese Organisation bei seinem Eintritt in unveränderter Gestalt vorzufinden. Es ist neuerdings gesagt worden, daß die

Erweiterung des Rates

ein längst in Aussicht genommener Plan sei, zu dessen Verwirklichung der deutsche Antrag jetzt die passende Gelegen-

Brauns, die Regierung sei durchaus auf den Schutz der jugendlichen Arbeitskraft bedacht. Jugendliche unter 18 Jahren würden im allgemeinen im Bergbau unter Tage nicht beschäftigt, der Etat des Reichsarbeitsministeriums wurde dann bewilligt.

Von deutschnationaler Seite wurde dann beantragt, den Etat des Auswärtigen Amtes zunächst zu beraten. Der Außenminister mußte sich in deutschen Parlament über die Frage des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund äußern. Dieses Verlangen wurde von völkischer und kommunistischer Seite unterstützt, aber mit 218 gegen 110 Stimmen abgelehnt.

Am Schluß der Sitzung begann die zweite Beratung des Reichswahretats, über den der Abg. Stücken (Soz.) berichtete.

Das Urteil im Prozeß Bartels

Berlin, 3. März. Zu Beginn der heutigen Verhandlung verhandelte der Vorsitzende Landgerichtsdirektor Schulze das Urteil gegen den der passiven Beteiligung angeklagten Regierungsrat Bartels. Der Angeklagte wird wegen fortgesetzten Vergehens gegen § 332 (Bestechung) und wegen fortgesetzter Urkundenfälschung zu einem Jahr vier Monaten Gefängnis verurteilt. Fünf Monate drei Wochen Gefängnis werden auf die Untersuchungshaft angerechnet. Ferner werden dem Angeklagten die Kosten des Verfahrens auferlegt und ihm die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter auf die Dauer von fünf Jahren aberkannt. Der Betrag von 2400 Mark, den der Angeklagte als Bestechung erhalten hat, verfällt der Staatskasse.

Eine neue Explosion in der Schießscheide Karbonisfabrik. In der Karbonisfabrik in Schlebusch, die erst vor kurzem von einem schweren Unglück heimgesucht wurde, ist am Dienstag,

heit die. Wäre dem so, dann wäre doch wohl das Gebotene gewesen, die deutsche Regierung bei den Verhandlungen des letzten Jahres hieron zu verständigen. Wir ist auch nicht bekannt, daß die jetzt erörterten Veränderungen jemals auf der Tagesordnung der Bundesversammlung oder des Rates, zum Beispiel im September oder Dezember 1925, gestanden hätten.

Jede Meinungsäußerung über etwaige Veränderungen in der Zusammenfassung des Rates oder in der Organisation des Völkerbundes würde Deutschland in eine völlig unbillige Lage bringen. Um es kurz auszudrücken: Solange Deutschland noch nicht zuständig, eine Meinung über etwaige künftige Veränderungen zu äußern. Erst wenn Deutschland Mitglied des Rates ist, kann es in begründeter Weise zu etwaigen Anträgen auf eine anderweitige Zusammenfassung oder Organisation des Rates Stellung nehmen.

Es ist für mich bei diesem Sachverhalt unfaßbar, daß man es durch Ablehnung dieses unseres Standpunktes in der Frage der Ratsfige dahin kommen lassen wollte, daß die großen Ergebnisse der Politik des letzten Jahres zerfällt und die Ansichten, die die Mitarbeit Deutschlands im Völkerbunde eröffnet, noch im letzten Augenblick vernichtet werden.

Die Stellungnahme Deutschlands zu der Einzelfrage einer Ergänzung des Rates entspricht völlig der Auffassung, durch die Deutschland überhaupt seine Arbeit im Völkerbundsrat leisten lassen will. Wird die Frage des Eintritts bejaht, wie sie bejaht worden ist, so bedeutet das, daß Deutschland die großen Gedanken der Völkergemeinschaft sich zu eigen macht. Wir sehen im Völkerbunde eine Organisation, in der das Nebeneinander der verschiedenen Staatskräfte, auf allen Gebieten, die sich dafür eignen, zu einem Miteinander gesteigert werden soll, von dem die Gesamtheit der Staaten und Völker Nutzen hat. Wir hoffen mit Bestimmtheit, daß diese Wirkungsmöglichkeit des Völkerbundes durch Deutschlands Eintritt in den Völkerbund erweitert und gestärkt wird.

Für einen großen Teil des deutschen Volkes bedeutet der Eintritt in den Völkerbund die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, auf den große Hoffnungen gesetzt werden. Aber falls unser Eintritt nicht in letzter Stunde scheitert, ist auch für die anderen, die nur abgern zugestimmt haben oder ihre aus der Entstehungsgeschichte und einzelnen Entscheidungen des Völkerbundes stammenden Bedenken überhaupt nicht überwinden konnten, unannehmlich die Stunde gekommen, sich positiv auf den Boden des Völkerbundes zu stellen. Der Eintritt in den Völkerbund unterscheidet sich von anderen Stufen unseres mählichen Aufstieges dadurch, daß er uns ohne jeden Zweifel eine neue Bahn zu praktischer Betätigung deutscher Kraft eröffnet. Wollen wir die dadurch gegebenen Möglichkeiten voll ausnutzen, so müssen wir dahin streben, daß ganz Deutschland geschlossen hinter unseren Vertretern im Völkerbund steht.

Die Rede des Reichskanzlers wurde von den Anwesenden mit Zustimmungskundgebungen und am Schluß mit außerordentlich warmem Beifall begrüßt.

Das Echo der Berliner Presse

Berlin, 3. März

Sowohl die Berliner Morgenblätter zu der Rede Luthers in Hamburg Stellung nehmen, weisen sie auf ihre Bedeutung für die kommende Völkerbundsstagung hin.

Die „Vorzeitung“ schreibt: Mit dieser Erklärung des Reichskanzlers wird das deutsche Volk in keiner übergroßen Mehrheit einverstanden und zufrieden sein, denn sie wahrt unsere Würde und verhindert, daß wir gleich zu Anfang das Opfer diplomatischer Schiebungen unserer Gegner werden. Die „Deutsche Tageszeitung“ meint, damit habe sich die Reichsregierung hinsichtlich der etwaigen Absichten der Gegner, bei den Vorbereitungen am 7. März Deutschlands vorheriges Einverständnis mit den Ratsfigen Polens und Spaniens zu erlangen, in ablehnendem Sinne festgelegt. Der „Bürgerkurier“ hebt hervor, daß Luther deutlich genug gesagt habe, daß es noch eine Möglichkeit gäbe, Deutschland vom Völkerbunde fernzuhalten. Der „Vorwärts“ sagt, die Rede gäbe keinen Anlaß zu Befürchtungen, daß eine einmal als richtig erkannte Linie der Außenpolitik verlassen werden könnte.

Eine Londoner Stimme

London, 3. März. Die Morgenblätter enthalten sich im allgemeinen jeglichen Kommentars zur Rede des Reichskanzlers in Hamburg. Nur der Berliner Korrespondent der „Times“ unterstützt in seinem Kommentar die Ansprüche Polens mit ausführlicher Wärme. Er spricht zunächst sein Bedauern aus, daß die gesamte Diskussion in der deutschen Presse so stark antipolnischen Charakter trage. Besonders bedauert er die Haltung der Sozialdemokratie, die die Politik einer Verständigung mit den Nachbarn unterfasse, aber wenig von diesem Geist zeige, wenn es sich um die Ansprüche Polens handelt. Die Parole, keine Kompromisse, sei in Deutschland recht häufig ausgegeben und meist nicht befolgt worden.

mittag gegen 2 Uhr die Säureentzündung, die zum Selbsttrieb gehört, in die Luft geflogen. Das Gebäude ist zerstört. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch mehrere Explosionen erfolgen. Ein Arbeiter, der sich in dem Gebäude befand, wurde schwer verletzt.

Großfeuer in Rummelsburg in Pommern. In der Nacht zum Mittwoch brach in Rummelsburg im Scheunenviertel Feuer aus, das zwölf Scheunen einschloß und große nicht verächtete Vorräte, Heu und Stroh, 1200 Zentner Getreide und landwirtschaftliche Maschinen vernichtete.

Die stitlichen Verfehlungen des Rektors Frank. Der Rektor der Hilschule in Adlershof, Wilhelm Frank, der beschuldigt wird, sich an Schülerinnen vergangen zu haben, wurde am Dienstag verhaftet. Die Polizei hat außer der einen Schülerin, deren Mutter die Anzeige erstattet hatte, drei weitere Schülerinnen ermittelt, an denen sich Frank vergangen hat.

Berliner Vorbörse

Berlin, 3. März. Der heutige vorbörsliche Freiberverkehr setzte in zuversichtlicher Stimmung ein. Fast alle Märkte zeigten erholte Kurse. Im Mittelpunkt des Interesses stehen Elektrowerte und der Anleihemarkt. Der Satz für tägliches Geld gab auf 6-7 1/2 Prozent nach. Am internationalen Devisenmarkt ist eine Schwächung des englischen Pfundes und eine uneinheitliche Haltung des französischen Frankens zu beachten.

Wetterbericht der Dresdner Wetterwarte

Witterungsansichten: Wechselnd, vorwiegend stark bewölkt, zeitweilig Regen. Temperatur im Flachland weiterhin mild. Allgemein zunehmende Winde aus westlicher Richtung. Im oberen Erzgebirge zeitweilige stürmische westliche Winde. Allgemeine Witterungscharakter der nächsten Tage: Keine wesentliche Veränderung der jetzigen Witterungscharaktere.

Die Empfänge auf der Leipziger Messe

Reden des Reichspräsidenten und Reichswirtschaftsministers

Leipzig, 3. März.

Zum Abendessen war der Reichspräsident mit den Herren seiner Begleitung im Gesellschaftsgebäude der „Harmonie“ Gast der Zentralstelle der Interessenten der Leipziger Mustermesse, deren Vorsitzender Geh. Kommerzienrat Rosenthal, den Reichspräsidenten bei Tisch willkommen hieß. Später nahm der Reichspräsident an dem von der Stadt gegebenen Empfangsabend im Rathaus teil. Nach einem Gesangsvortrag begrüßte Oberbürgermeister Dr. Rothe den Reichspräsidenten in einer Ansprache, in der er die Bedeutung dieses Besuchs für die Stadt Leipzig und besonders für die Messe würdigte. Hierauf erwiderte der Reichspräsident mit folgenden Worten:

„Zunächst ist es mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Ihnen und der Stadt Leipzig meinen besten Dank zu sagen für die freundliche Begrüßung, die ich während des ganzen Tages hier gefunden habe, wie auch für den herzlichen Empfang, der mir jetzt in Ihrem stolzen Rathaus zuteil geworden ist. Auch mir war es eine Freude, heute nach Leipzig zu kommen und unter sachkundiger Führung die diesjährige Frühjahrsmesse zu besichtigen. Ich kann Sie dessen versichern, daß es auf mich einen großen Eindruck gemacht hat, am Fuße des Böttcherschloßdenkmals, dieses Wahrzeichens großer deutscher Vergangenheit, heute in den gewaltigen Hallen gewissermaßen eine Heereschau deutscher Arbeit und deutschen Unternehmungsgeistes und damit ein Wahrzeichen arbeitssamer, aufstrebender Gegenwart sowie ein Sinnbild neuer deutscher Wirtschaftsentwicklung zu überblicken.

Die Leipziger Messe hat in ihrer gewaltigen Organisation und Ausdehnung stets ein umfassendes Bild der hohen Qualitätsarbeit und des technischen Könnens unseres Volkes gegeben. Die diesjährige Frühjahrsmesse hat eine besondere Note dadurch erhalten, daß sie technische Fortschritte der deutschen Produktion, neue Fabrikationsarten und neue Arbeitsmaterialien aufweist, die unserer verarmten Wirtschaft eine bessere Ausnutzung ihrer Kräfte und ein erfolgreiches Haushalten ermöglichen sollen. Diese wegweisende wirtschaftliche Pionierarbeit begleiten wir mit besonderen Erwartungen und Wünschen. In diesem Teile der Warenausstellung bringt die Messe den nie erlassenden Forschungsgeist und die nimmermüde Tatkraft des deutschen Unternehmers zu anschaulichem Ausdruck. Ebenso wie in früheren Jahrhunderten die schwersten Kriege- und Notzeiten die Entwicklung der Leipziger Messe niemals aufhalten vermochten, so steht auch heute, kurz nach dem großen Weltkriege, diese Messe bereits wieder im Zeichen stetiger Erweiterung und technischen Ausbaus da als ein bedeutendes Fördermittels des wechselseitigen Warenaustausches von Industrie und Handel. Der diesjährigen Messe fällt aber ganz besonders die Aufgabe zu, der deutschen Wirtschaft eine Anregung und Belebung zu geben.

Schwer lastet die Wirtschaftskrise auf allen Teilen unseres Volkes; Millionen von arbeitsamen Menschen sind zu Nichtstun und Elend verurteilt; mit ernsten Sorgen kämpft das deutsche Unternehmertum. Gerade in solcher Not soll und wird die Leipziger Messe ihren Wert beweisen: Sie bietet Gelegenheit, das gegenseitige Vertrauen der Wirtschaftskreise wieder zu stärken, sie gibt Anregungen zu neuen Geschäftsbearbeitungen im In- und Ausland, und sie zeigt der Welt, daß Kraft und Wille der deutschen Wirtschaft ungebrochen sind.

So nehme ich als Eindruck meines heutigen Besuchs den Glauben an eine allmähliche, aber stetige Besserung unserer gesamten Wirtschaftslage und die Zuversicht mit zurück, daß sich nicht Nutzlosigkeit in den Kreisen deutschen Handels und deutscher Industrie breit macht, sondern daß überall der feste Entschluß sich regt, durchzuhalten und wiederanzu-

bauen. Und so muß es auch sein. Die Vorzüge für künftige Geschlechter und die Verantwortung der Geschichte gegenüber müssen uns auch in den Zeiten der Not und Schwierigkeiten Willen und Kraft geben, die Lebensgrundlage unseres ganzen Volkes aufrechtzuerhalten, zu festigen und zu heben.

Auch alle wirtschaftliche Arbeit findet ihren letzten Sinn und ihren größten Wert im Gedanken an das Vaterland und seine Zukunft. Darum dienen alle, die hier durch diese Messe und auf ihr für die Wiederbelebung unserer Wirtschaft arbeiten, zugleich auch dem Vaterlande. Ihm wollen wir auch in dieser Stunde das Gebotnis der Treue und der Liebe darbringen, indem wir rufen: Unser geliebtes deutsches Vaterland, es lebe! Hurra!

Der Reichspräsident und die Reichsminister verweilten bis etwa 11 Uhr in freundschaftlichem Beisammensein mit den übrigen Gästen im Rathaus. Um 11 Uhr fuhr der Reichspräsident mit seiner Umgebung zum Hauptbahnhof, um noch im Laufe der Nacht nach Berlin zurückzukehren.

Die Minister als Gäste des Messeamtes

Leipzig, 3. März

Die aus Anlaß des Besuchs des Reichspräsidenten hier weilenden Reichs- und Staatsminister und sonstigen Ehrengäste folgten am Mittag einer Einladung des Messeamtes zu einem Frühstück in der Harmonie. Der stellvertretende Vorstand des Messeamtes Direktor Dr. Brauer begrüßte die Gäste; er betonte in seiner Ansprache, daß die Messe immer mehr das werde, was sie sein müsse: der Konzentrationspunkt der deutschen Wirtschaft und zugleich der Umschlagplatz für den Auslandshandel. Unter Hinweis auf die Worte des Reichswirtschaftsministers Dr. Curtius vom Vormittag, daß in Leipzig europäisch gesprochen werde, schloß der Redner: Wir bemühen uns sogar, ein wenig Welsprache zu reden und dadurch manches Mißverständnis zwischen den Völkern zu beseitigen und eine Verständigung herbeizuführen.

Der bayerische Ministerpräsident Heß dankte im Namen der Gäste für die freundliche Begrüßung und führte aus: In der Zeit der wirtschaftlichen Depression läßt die Leipziger Messe neue Hoffnung auf Überwindung der Krise berechtigt erscheinen. Aus Liebe zum Vaterland müssen wir gemeinsam arbeiten, um die Krise zu überwinden und der Welt beweisen, daß es nicht am Deutschland fehlen soll, um die Weltwirtschaft zu heben und der deutschen Wirtschaft in ihr den gebührenden Platz zu sichern. In Leipzig wird in diesem Sinne echt deutsche Arbeit für das ganze Deutschland geleistet.

Für die Reichsregierung sprach dann Finanzminister Dr. Reihnold. Er sagte seine Eindrücke in folgende Sätze zusammen. In Leipzig spürt man, daß in der deutschen Wirtschaft ein Geist steht, der es unmöglich macht, daß die Wirtschaft und damit Deutschland zugrunde gehen. Um die deutsche Wirtschaft in Gang zu setzen, muß das Vorzeichen unserer Finanzwirtschaft nicht mehr wie in den letzten Jahren das Wort „Währung“ sein, sondern das Wort „Wirtschaft“. Diesem Zweck will das Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung dienen, das die Steuerkraft wieder der Steuerleistung anpassen will. Das Programm allein aber tut es allerdings nicht. In der Hauptsache kommt es auf die Kräfte der Führer der Wirtschaft an. Vor allen Dingen solle die Qualität in jeder Form gefördert werden. Um dies zu ermöglichen, beabsichtigt die Reichsregierung, die Luxussteuer vollständig zu lassen. Wenn auf diese Weise der Wille zur Anhebung der Wirtschaft in die Tat umgesetzt wird, so wird damit dem Staatseinkommen und der Staatsidee gedient. Der Minister schloß seine Ausführungen mit einem Hoch auf das Deutsche Reich.

Wie schon kurz gemeldet, dankte gestern beim Empfang auf der Technischen Messe der Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius für die herrlichen Begrüßungsworte des bayerischen Ministerpräsidenten und des Leiters des Messeamtes Dr. Köhler. Auf die Bedeutung der Leipziger Frühjahrsmesse eingehend führte der Minister weiter aus: Wir wer-

den mit den Führern der Wirtschaft aus Industrie und Handel und den Leitern der Weite Ausprägung suchen, um ihr Urteil über die allgemeine Wirtschaftslage zu hören. Von der schweren Krise, in die die deutsche Wirtschaft geraten ist, wird sie sich nur langsam erholen können. Ihre Ausdehnung umfaßt sämtliche Zweige unserer Wirtschaft. Die tiefen Anzeichen einer Besserung in den letzten Wochen dürfen nicht übersehen werden, wie die Verlangsamung, vielleicht schon der Stillstand der Zunahme der Arbeitslosigkeit, die wachsende Austragsleistung in manchen Industrien, die Wandlung auf unserem Geldmarkt, die Zunahme langfristiger Anlagen. Eine sichere Gewähr für eine Gesundung bietet der in aller Breite im Gang befindliche Umstellungsprozeß, der in manchen Industrien bereits weitgehend vollendet ist. Es ist der Wunsch der Reichsregierung, daß sich die heutige Leipziger Messe als die

Messe des wieder erstarrenden Vertrauens

erweisen möge.

Der Minister ging sodann auf die umfassenden staatlichen Maßnahmen zur gegenwärtigen Wirtschaftsförderung ein, die von der Reichsregierung ergriffen werden sollen oder bereits in Durchführung sind. So schwach die zunächst angewandten Mittel sein mögen, wir wissen, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben können. Eines allerdings steht die ganze Politik der Reichsregierung voraus: den begründeten starken Glauben an die unermüdete Kraft der deutschen Wirtschaft.

Der Minister hob zum Schluß hervor: Der französische Ministerpräsident hat vor einigen Tagen in der Kammer erklärt, daß in Vercano die europäische Sprache gesprochen worden sei. Die Leipziger Messe darf bekennen, daß auch hier und nicht erst seit gestern europäisch gesprochen wird. Wir sollten uns dessen freuen. Denn so fest wir im deutschen Boden wurzeln, so notwendig wir zunächst den Wiederaufbau des deutschen Hauses nach unseren Bedürfnissen vornehmen müssen, wir haben stets auch den Blick nach außen gerichtet. Ein wohlgeordnetes blühendes Deutschland ist eine europäische Notwendigkeit. Europäisches Leben ist ohne eine Gesundung des Herzins Europas nicht möglich. Wir haben das große Ziel vor uns, deutsch zu sein und zugleich europäisch zu wirken.

Das Messegeschäft

Leipzig, 2. März. Der Besuch der Frühjahrsmesse hat am Dienstag weiter unverkennbar zugenommen. Für viele Branchen wirkte die Mitteilung des Reichsfinanzministers stark belebend, daß die völlige Aufhebung der Luxussteuer schon für den 1. April vorgesehen sei. Auf der Technischen Messe wurden am Dienstagmittag 25 000 Besucher gezählt. Lebhaft interessiert die Baumeister, zumal für die Wiederaufbau- und Wohnungsbau. Den Hauptbesuch der Baumeister erwartet man in den Tagen der sachlichen Verhandlungen, die für die zweite Hälfte der Messewoche festgesetzt sind.

Aus dem Ausland sind namentlich polnische, französische, japanische, tschechoslowakische und holländische Besucher zugegen. Günstiges Geschäft wird aus der Musterchau der Gasverwertung und Armaturen berichtet, insbesondere in Gasapparaten. Auf der allgemeinen Mustermesse geht das Geschäft in Spielwaren über die ursprünglichen Erwartungen teilweise hinaus. Ein abschließendes Urteil ist aber erst im weiteren Reiseverlauf möglich.

In der Metallwarenbranche bewegt sich der Inlandshandel zunächst noch mit bescheidenen Ausläufern. Erste ausländische Vertreter bekunden großes Interesse vorerst durch sorgfältige Orientierung. Von dieser Seite erwartet man nach einer größeren Belebung des Geschäfts. Ausschlag für die ausgearbeiteten Vorläufe für Qualitätsware. In Spezialteilen glaubt man noch mit einem anziehenden Geschäft rechnen zu können. Die Messe wird auch von Ausländern lebhaft besucht. Dabei überwiegen die ernsthaften Interessenten. Im allgemeinen ist man hier bescheidig. Auf der Papiermesse ist der Besuch von Ausländern relativ besser als der von Inländern. Allerdings sucht das Ausland, die Preise auf das äußerste zu drücken.

Zwei Todesurteile im Mordprozeß Bökel

Leipzig, 3. März. Das Schwurgericht verurteilte nach vierstündiger Verhandlung gestern Abend die 41 Jahre alte Frau Bökel geb. Jishi und ihren Bruder, den Kriminalbeamten Jan Jishi aus Lodz in Polen wegen gemeinschaftlichen vorfälligen Mordes zum Tode.

Die Angeklagten hatten am 28. Oktober 1925 in ihrem Grundstück Bornaische Straße in Leipzig-Bühl den Chemiker der Bökel, den Polizeiwachtmeister Bökel auf bestialische Weise ermordet und den Leichnam gesteuert. Bei der Entdeckung der Mordtat fand man verschiedene Körperteile, darunter den Kopf, in einem Kessel mit siedendem Wasser. Frau Bökel leugnete die Tat nicht, behauptete aber, in Katowice (?) gehandelt zu haben, weil sie von ihrem Mann geschlagen worden wäre. Jishi erklärte, sich an der Tat nicht beteiligt zu haben. Das Gericht hielt jedoch beide Angeklagte durch die Beweisaufnahme des vorfälligen Mordes für überführt.

Antonius und Cleopatra

Erstaufführung im Dresdner Alberttheater.

Solange ich mich zu erinnern vermag, ist Shakespeares Meisterdrama „Antonius und Cleopatra“ in Dresden nicht aufgeführt worden. Vor einem Vierteljahrhundert noch pflegten Professoren der Mittelschulen allerdings „Antonius und Cleopatra“ als einen „schönen Auszug“ des Julius-Cäsar-Dramas mit unedelm und spielerischem romantischen Einschlag zu bezeichnen. Es war in jener Zeit, da eben erst der Naturalismus seinen Höhepunkt überschritten hatte, da dem Wagnerskizzen der Begriff des dämmernden „Expressionismus“ noch nicht ausgegangen war, und da Jbsen noch schwer verdächtigt und psychologische Gestaltung als nicht zur Kunst gehörig verwiesen wurde. Heute sind wir durch eine Folge von Dramen hindurch, die freilich wirklich mit Kunst nicht mehr viel gemeln hatten, die uns aber den modernen Begriff der Charaktergestaltung gelehrt und uns ganz neue Wege gemiesen haben. Ist es nun nicht wunderbar, daß wir heute erkennen müssen: Dieser Shakespeare, dieser „Klassiker“, hat vor 300 Jahren schon viel mehr vom Aufbau dramatischer Charaktere verstanden, als wir mit unserem heutigen Wissen und unserer überladenen Bildung!

Kein äußerlich hat sich natürlich Shakespeare zu seinem Drama „Antonius und Cleopatra“ anregen lassen durch gewisse Mischlichkeiten in der Geschichte Englands mit der des alten Rom. Aber das Geschichtliche bleibt im Hintergrund. Zeitgemäß ist das tragische Moment betont. Doch ist auch hier der Zusammenhang mit dem Menschenschicksal, das gestaltet werden soll, nur lose. Ganz lustspielmäßig hebt es an: Antonius in den Banden der Cleopatra. Der Held wie ein verliebter Held gegängelt und von seiner Umgebung kritisiert. Aber dann führt das Pathos der Leidenschaft drein. Man kann bei der Bekläue des Werkes nicht von „Romeo und Julia“ abkommen. Dort die meisterliche Gestaltung der Jugendliebe mit dem Zauber echter, reiner Hingabe, hier die nachschmerzliche, dümmliche, kindliche Leidenschaft der reifen und großen Menschen. Welche Instände, wider alle Vernunft zu handeln und Bäume zu entzweigen. Das Drama nimmt einen rasenden Verlauf. Wie ein Gletscherstrom reißt es alles mit sich, was im Wege steht, entseelt Bürgerkriege, tötet Menschen, um mit dem tragi-

Tode seines Heiden, dessen entseelte Brust nicht mehr gebändigt werden konnte, zu enden.

Eine Aufführung von „Antonius und Cleopatra“ in unseren Tagen muß „Eitel“ haben, muß weisse das Raufen der Leidenschaft unterstützen und herausheben können. Das ist nicht allzu leicht. Denn in dem Stück läuft so manche Szene mit, die einem solchen Vorhaben zuwider ist und als Ballast wirkt. Alfred Keller führte die Regie. Er traf eine geschickte Bühneneinrichtung, die schnelle Verwandlungen ermöglicht und die auch geschmackvoll war, von der Solerenzienz abzusehen. Er hielt weiter auf Tempo. Aber er verpaß den Rhythmus. Ich verstehe, daß man heute gern ohne ihn auskommen will, und so sehr das vom künstlerischen Standpunkt zu begrüßen sein mag, so verhängnisvoll kann es werden, wenn nicht sämtliche Darsteller auf der Höhe eines erstklassigen Ensembles stehen. Eine Forderung, die man billigerweise in einem Privattheater nicht aufstellen kann. So wurde das Drama der Leidenschaft gepflicht, gerissen durch die allzu große Vollständigkeit. Die Ausführung bleibt ehrenvoll und anerkennenswert, aber alles in allem: war sie nicht ein Versuch am unzulässigen Objekt? Man hätte besser können, wenn man J. B. für den Cäsar einen Gast für die größeren Doppelrollen Ausschließen genommen hätte, wenn man Gelenk zusammengelegt, überhaupt „dramaturgische Arbeit“ geleistet hätte. Anfälle auch dazu waren da. Die Beschäftigung mit dem Thema zeigt J. B., daß man sogar Ulrich Bräker in Programmbuch gedacht hat. So, wie man „Antonius und Cleopatra“ gab, mit heißen Bemühen und offenbar in eigener Erkenntnis so mancher Schwäche, wirkte das Drama ermüdend. Vielleicht schließt sich manches ab nach den Wiederholungen. Vielleicht probiert man auch das Sprechende Shakespearescher Vers noch genauer. Denn da wurde zum Teil schwer gefündigt. Ueberhaupt ist das Unbedeutlichpreden im Alberttheater recht bedauerlich geworden.

Germinie Körners Cleopatra war merkwürdigerweise auf die Leidenschaft nur im Anfang eingestellt. Später verlor sie, nicht immer zum Vorteil des Stückes, tiefer zu schürfen, Philosophin zu sein. Daß die Sterbeszene darum matt wurde, ist bedauerlich. Sonst war sie bewundernswert schön und majestätisch. Wilhelmine Antonius war glühend und rasend, ein Römer keinen Blutes. Hermanns Octavianus Cäsar dagegen unzulässig. Er hätte an Stachel, dem Pompejus an sich ja auch nicht liegt, ein Vorbild finden sollen. Ausgewählt gab Maria Solin die Charmion. So man n-

der nur mitunter den römischen Panzer vergaß und im Geiste nach Berlin-B. pilgernde, den Erobarbus, und Kehler den Pentidius. Die anderen Darsteller bemühten sich nach Kräften. Der Gesamteindruck war wie gesagt: viel guter Wille! Franz Zickler.

Vortragsfolge des Leipziger Genders

Donnerstag, den 4. März.

4.00-4.45 und 5.00-5.30 nm.: Nachmittagskonzert des Leipziger Rundfunkorchesters. Dirigent: Hilmar Weber. 6.30-6.45 nm.: Steuerandrang.

Dresden.

7.00-7.30 nm.: Vortrag: Dr. Ing. Riedel, Dresden: „Die Kunst, geistig und körperlich richtig zu arbeiten“. Zweiter Vortrag.

7.30-8.00 nm.: Mäher Vortrag des Sächsischen Arbeits- und Wohlfahrtsministeriums. Ministerialrat Professor Dr. Thiele: „Der Weg aus der Krüppelnot“.

8.15 nm.: „Die Jagd“. Romische Oper in drei Aufzügen von J. A. Diller (1728-1804). Dichtung von Christian Felix Weisse (1726-1804). Zum 200. Geburtstag am 28. Jan. Text und Musik neu bearbeitet von Albert Forsting. Musikalische Leitung: Theodor Blumer. Spielleitung: Carl Blumau. Orchester: Verklärtes Rundfunkorchester. Besetzung: Der König (Arno Bergreuther); Michel (Friedrich), Dorfrichter (Paul Schiffer, Staatsoper Dresden); Marie, dessen Frau (Vija Wechsler); Christel, dessen Tochter (Wanda Schnitzing); Töfel, Köses Liebhaber (Robert Wäffel, Staatsoper Dresden); Hanschen, eine Pächterstochter (Zenta Kuschbach); Graf von Schmetterling, von Treuwarth, Luas, Wärg, Bauer, Erster und zweiter Wildbüh. Zeit der Handlung: Ende des 18. Jahrhunderts. Ort der Handlung: Erster Akt: Räumliche deutsche Gegend mit einem Bauernhause im Hintergrund. Zweiter Akt: Wald mit Buchwerk. Dritter Akt: Das Innere des Bauernhauses des Dorfrichters Michel.

Anschließend: Preisbericht und Sportfunkdienst.

Unterhaltung und Wissen

Maria ohne Haar

Von Heinrich Versch.

Maria Dornburgers hieß sie. Natürlich, ehe ihr das Unglück passierte war. Dann nannte man sie selbstverständlich: Die ohne Haar, oder auf Blattdeutsch: Plättemarie. Das war roh, aber man gewöhnte sich daran. Drei Monate hatte sie im Krankenhaus gelegen. So lange dauerte das, wenn man die Haut von Armen und Weinen auf einen blutigen, fleischigen Schädel wachsen lassen muß.

Das Unglück war geschehen, als im Krieg ihre Brüder Soldat geworden, der Haushalt zu klein für zwei weibliche Personen und Maria in die Fabrik mußte, um Geld zu verdienen.

Ihre Brüder waren Spinner, ihr Vater war Spinner, warum sollte sie nicht auch Spinnerin werden, man wollte ja nicht, wie lange der Krieg dauern konnte. Und schon am ersten Tag, da blieb sie mit den Daaren in der Trommel des Tambours hängen, der in der Minute zweitausend Touren machte. Da riß das Haar gleich die Haut vom ganzen Kopf ab.

Das war noch Glück, sagte der Meister, sonst hätten die Krampen den Kopf zermalmelt.

Die Dornburgers kamen in Urlaub, drei Tage später als ich. Aber wir sahen wieder zusammen, wie früher. Sie waren nicht nur Spinner, auch Musiker; einer spielte Klavier, einer die Geige und der dritte Bratsche. Der Vater aber war Kaufschlager.

Abend für Abend sahen wir zusammen und sie spielten Trios und Sonaten. Maria und ich waren das Publikum. Gerade wie früher.

Einmal kamen die Besucher nicht zur Zeit nach Hause. Dementselben ich wartete, erzählte Maria mir Geschichten aus ihrer Kindheit.

Wenn man so lange in Schmerzen liegt, sagte sie, denkt man immer daran, wie es noch schön war.

Viele Geschichten hat sie mir erzählt und auch späterhin ins Feld geschrieben. Die grauamste Geschichte setzte ich hierhin. Ich kann sie nie vergessen. Als ich die erste Puppe bekam, da war ich schon vier Jahre. St. Niklas brachte sie mir. Sie hatte schönes, echtes Haar. Aber ich muß wohl sehr ungeschickte Hände gehabt haben, gleich, als ich sie fassen wollte, ging der Keim los. Onkel Peter, der Friseur, der nahm sie mit nach Hause und hat sie neu gelemmt. Mutter brachte von der Tante ein kleines Herdchen mit Tischchen und Plättchen mit. Bis die Puppe wieder ganz war, hab ich immer gekocht. Und als Onkel Peter sie brachte, da hab ich gar keine Freude mehr dran gehabt. Immer ging das Haar ab und ich nannte sie nur noch Plättepuppe.

Der Schäfer

Novelle von Fritz Sargakht.

Es ging die Rede von ihm, daß er mehr wisse, denn andere Menschen. Einen Weisen nannten ihn die Einfichtigen; einen Teufel, einen Verschwoeren des Weltgutes, die Geschügigen und Kleinlichtigen. Und durch alle die widersprechenden Meinungen schob er seine geschickte Gestalt, als hätte er nie ein Wort der Anerkennung oder Vermerkung vernommen. Immer schaute er aus den hellen, pfiffigen Augen gleichermäÙig freundlich jeden an. Und mit einer derartigen Ausdauer und Stetigkeit beschäftigte er sich mit seiner kurzen Stummelstie, daß ihm wenig Zeit übrig blieb, seine Mitmenschen durch Reden zu narren und zu kränken.

So kannte man ihn, so hatte man sich an ihn gewöhnt. Und so hätte man ihn gemähren lassen.

Doch da kam eines Tages eine schmutze Dirn ins Dorf hinein, die beim ersten Hof nach ihrem Onkel, dem Schäfer, fragte. Das breitete sich aus wie Feuer in einer strohgefüllten Scheune: „Der Onkel vom Borwerk hat Besuch bekommen. Ein junges Mädchen aus der Stadt hat nach dem Trottel gefragt. Was will sie nur bei dem?“ So tuschelte es im Dorf. Was sie wollte, war bald allen klar. Sie kramte in des Schäfers Keller, Küche und Kammer und besorgte seinen Haushalt und schickte sich an, recht lange im Dorf zu verweilen. So war man denn auch schließlich über ihr Erscheinen zur Tagesordnung übergegangen — wenn der jüngste Sohn des Jörghobauers, Hanns, es sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, Mädchen, so hieß des Schäfers Richtige, als seine Frau heimzuführen zu wollen.

Der Jörghobauer ließ mit hochrotem, verärgertem Gesicht herum. „Was, dieses Habenichtes, die sollte des Jörghobauers Schwiegertochter werden? Eher plagt mir der Geldsack!“ Und wenn der Jörghobauer einen Vorfall derart beteuerte und bekräftigte, wußte man, daß es für die dabei Beteiligten übel ausfiel. Der Schäfer, als die Partei der anderen Seite, tat, als wisse er nichts und schob seine geschickte Gestalt inmitten seiner Herde noch wie vor in die Höhe.

So kam der Tag des Christfestes. Auf dem Hofe war seit geraumer Zeit schon alles verammelt, den heiligen Abend zu begehen. Nur Hanns fehlte noch. Ueber dem Baudern mit Käthen hatte er jedenfalls der Zeit nicht achtgegeben. In der Ecke am Ramin saß der Bauer. Er ärgerte sich: „Dieser Schäfer, dieser Narr und Habenichtes!“ Selbst am heiligen Abend hielt er ihm noch den Sohn fest. „Eher plagt mir der Geldsack!“ — Da klinkte die Tür und Hanns trat mit lautem Gruß unter die Versammelten. Ohne den Gruß zu erwidern, gab der Bauer das Zeichen zum Beginn der Feier. Und dann, heimer wußte eigentlich, wie es gekommen war. Bevor der Bauer das Eingangsgebet gesprochen hatte, war Hanns zu seinem Vater getreten und hatte mit ihm gesprochen. Der, als habe ihn der Schlag gerührt, stand wie erstarrt. Aber dann brach es los. „Du! Du willst diese Dirn auf den Jörghob bringen? Du, du — hast du denn gar keine Ehr im Leib? Bleibst du überhaupt, wer sie ist. Dazu die Richtige dieses Narren,

Morgen

Warum kommst du so früh und leist gegangen?
Der Tag streckt beide Hände dir entgegen.
Du nimmst auf keinen, niegegangnen Regen,
Bist noch ein junges Kind, brauchst nicht zu bangen.

Als Licht und Dunkel um die Krone rangen
Erwachstest du, um meinen Morgenregen
Auf jedes müden Menschen Haupt zu legen.
Die Nacht erstarb. Und alle Glocken sangen.

In deiner Hand, auf lichtumkränzter Schale,
Trugst du der Jugend reiches, lachendes Heil.
Die Erde lacht und wird zum Festtagssaal.

O komm! Auch meine Tore stehn dir offen!
Dein Gruß klingt übers Land wie Festgeläute.
Vieleicht winkt mir ein Glück, vielleicht noch heute.

Heodor Pröpper.

dieses Kinderspiels. Niemals sage ich, niemals! Eher plagt mir der Geldsack.“ Dann hatte sich der Bauer umgedreht und war gegangen. Und auch Hanns war gegangen. Geradeswegs zur Kiste des Schäfers. Und dann hat es spät abends noch am Jörghob Einlaß begehrt. Und der Schäfer ist da gestanden und hat den Bauer zu sprechen gemütscht. Und dann, nach heftigem Wortwechsel, sind sie beide ins Schäferhaus gestiegen.

Das war eine seltsame Gesellschaft, die da am heiligen Abend um den Tisch in der Kiste des Schäfers saß. Da saßen die Jungen, in bunter Sorge verschlossen. Da saß der Jörghobauer frohig und häßlich. Da saß der Schäfer, einig gleichgültig. — Und er begann, daß es ihm auch nicht passe, wenn sein Mädchen sich den Sohn des Jörghobauers hole: „Denn schau, Jörghobauer, erstens habe ich vielmehr harte Taler, als du in deinem ganzen Leben je gesehen hast; und zweitens hast du recht, Mädchen ist meine liebste Tochter. Du meinst, ich bin nicht von hier. Ich kam von da unten, von Preiskaher herauf. Dort betrieb mein Vater einen einträglichen Viehhandel, wie meine Vorfahren, mit deren Reichtum er auch die Vorliebe für das Geschäft geerbt hatte. Und das wußt ihr ja auch, Bauer: je mehr er hat je mehr er will. Mein Vater wurde ein Krautentmader; so nennt man bei uns zu Land die Leute, die ihr Geld zu Buchergängen verkaufen, und diese Unrechtheit durch noch immerhin angängliche Manipulationen zu verdecken suchen. Daß sich dormalen unser Wohlstand ganz bedeutend hob, kannst du dir denken, und daß mancher unserer Wohlstand mit schiefen Augen anfaß, ist wohl auch zu verstehen. Mein Vater starb, und mein Bruder und ich

führten das Geschäft in alter Weise fort. Das Glück blieb uns hold. Als ich nun auch noch die Tochter des reichen Weinhändlers aus der Stadt als meine Frau heimführte, und wir durch die Milgitt meiner Frau in der Lage waren, unser Geschäft in großartiger Weise auszuweiten, nahm unser Wohlstand einen ungeahnten Aufschwung. Auch mein Bruder gedachte sich zu verhebelichen. Er liebte die Tochter des Deilmühlensbesizers. Und dem Mädchen war es wohl recht. So wäre alles ganz gut gewesen. Aber da war noch jemand, der es auf sie abgesehen hatte. Das war der Wirtsohn unseres Ortes. Zwischen meinem Bruder und ihm, dessen Werbung auschloslos war, bestand selbstverständlich Feindschaft, die aus dem Grunde nicht zum Ausbruch kam, weil wir soviel wie möglich den Umgang mit ihm mißten. Nun kam das Kirchweihfest, und einer alten Sitte folgend, sahen am Abend dieses Tages die angesehenen Bürger unseres Ortes im Wirtshaus gemächlich beisammen. Wie alljährlich, beschloß man auch heute, etwas für des Gemeinwohl zu tun, und es wurde eine Zeichnungsliste aufgelegt zur Beschaffung neuer Kirchenglocken. Das Geld für drei Glocken war an dem Abend schon zusammengekommen. Auch auf die vierte Glocke war schon ein erheblicher Teil gezeichnet. Da trat, zur Jagd gerüstet, der Wirtsohn in die Stube. Wohl in der Absicht, den Rest verpfunden zu machen, der zwischen ihnen bestand, sprach mein Bruder ihn an, er solle den Rest für die vierte Glocke zeichnen. Kaum war das Wort gefallen, so drangen auch die anderen in ihn. Er aber entwand sich und behauptete, nicht in der Lage zu sein. Nun mag es damals wohl so gewesen sein, daß er wirklich nicht über Geld verfügte. Mein Bruder aber, der seinem Gegner zeigen wollte, daß er seinen Reichtum gerade so hoch einschätzte, wie er den seinen, sagte ihm darauf: „Wenn ich das Geld zeichnen kann, dann kannst du es gerade so gut.“ Der andere aber, aus seiner feindseligen Stimmung heraus vermeinte eine Spitze gegen sich aus diesen Worten herauszuführen. Brisch drehte er sich herum, sah meinen Bruder und mich scharf an und sagte dann so laut, daß es jeder vernehmen konnte: „Wenn du es kannst, — ich kann es nicht, aber mein Vater ist ja auch kein Krautentmader.“ In die schreckliche, peinnolle Stille, die diesen Worten folgte, klang das Inschloßhappen der Stubentür. Der Wirtsohn hatte das Zimmer verlassen. Bald nachher, man hatte sich inzwischen bemüht, den Gehränderten nach Kräften den Unwillen über das Benehmen des Wirtsohnes auszudrücken, verließ auch mein Bruder das Lokal. Ich selbst blieb. Die blöde Anpöbelung hatte meinen Stolz geschadet — und ich blieb. Ich wollte bis zuletzt bleiben. Hätte ich gewußt, warum mein Bruder gegangen war —? Am anderen Morgen brachte man ihn mir. Tot! Eine ganze Scheitrolung hatte ihn die Brust zerrissen. Das Blut in den Adern durch die nächtliche Kälte erstarrt, so lag mein Bruder grauenhaft vor mir. Wer der Schliche war und was nachsichtigerweise geschehen war, fühlte und erriet ich deutlich. Und daß dasselbe nochmal geschehen könnte — nur ein klein wenig anders — auch das fühlte und erriet ich deutlich.

Der Wirtsohn hatte sich selbst den Verichten gestellt und erlangte durch die Darlegung des nächtlichen Geschehens Freispruch. Gewiß, er war ja sein einziger Zeuge. „Möchte das Gericht ihn immer freisprechen, die Rache sollte ihn doch erreichen.“ So sagte ich damals. Doch die Zeit ging darüber hin, über meinen Jörn und über den Grabhügel meines Bruders.

Und wieder kam Kirchweih, und wieder sahen wir in der Dorfschenke. Auch der Wirtsohn saß in der Tischrunde, der jetzige Herr der Deilmühle. Es schien mir, und auch den anderen mußte es scheinen, daß jetzt aller Zorn begraben sei. Der Wirtsohn machte sich des freien, und zu denen, die er zur Zauß einlud, bestand auch ich mich.

In dem Mittwoch, der auf Kirchweih folgte, fanden wir Geladenen uns vor der Dorfschenke ein. Die Treiber waren schon aufgedröhen. Mit beginnender Dämmerung setzten wir uns in Trab und stiegen die Schwelle empor zum Hornknippen. Und von dort aus sollte sich jeder auf seinen Stand begeben. Der meine war am Vogelkreuz auf dem Grenz Hügel. Es war der Stand, der im ganzen Weiler den besten Anlauf hatte. Das war mir eine herzliche Freude, da ich aus allem ersah, daß der häßliche Streit nun wirklich beigelegt sein sollte. Wie ich nun da so saß, der Mond beschien hell das Krautfeld, das sich bis an den Wald drängte, sehe ich durch das Feld einen Mann auf meinen Stand zukommen. Beim Näherkommen erkannte ich meinen Gahgeber. Er suchte mich auf. Da es noch gute Weile hatte, und auch noch kein Brechen im Gehölz zu hören war, liehen wir uns am Fuße des Kreuzes nieder. Und er begann, mir von seinem Heim, seinen Geschäften und von seiner Frau zu erzählen. Recht eigentlich empfand ich eine tiefe Dankbarkeit, daß er gerade mir das erzählte, und der Gähndruck, mit dem ich mich von ihm verabschiedete, kam aus arglosem, ehrlichen Herzen.

Das Märchen von der Großmutterbrille

Von Wilhelm Matthiesen.

Und das geht so: Da hat die betagte Großmutter einmal in einem alten Hause gesessen. Und der Sturm hat geheult. Und der Regen hat gerauscht. Und die Großmutter hat am Herde gehandelt und Kaffee gekocht. Und da hat es bum! bum! geklopft an der Tür vom alten Haus. Und die Großmutter ist an die Tür gegangen und hat gesagt:

„Wer hat an die Tür geklopft?
Hat der Regen nur getropft?
De hat es draußen vor der Tür geklopft?“
Großmutter, mach auf!
Ich bin die Hexe Tannenmütterchen! Mach auf, Großmutter, mach auf!

Da hat die Großmutter der Hexe Tannenmütterchen aufgemacht. Und sie hat gefragt: „Alte Hexe, was willst du im alten Haus?“ Und die Hexe hat gesagt: „Großmutter, der böse Zauberer Regenpflücker will mit meiner schönen Brille abnehmen!“ — „Ja“, hat die Großmutter gesagt, „bist du denn keine böse Hexe?“ Da sagte die Hexe: „O nein, Großmutter, ich bin eine liebe Hexe!“ — „Ja, dann ist es gut“, sagte die Großmutter. Und wie sie das sagte, da hat es krach! bum! wieder an die Tür geklopft. Und die Großmutter rief:

„Wer so an meiner Haustür klopft,
Dem wird nicht aufgemacht!“

„Du, hu!“ hat es draußen gerufen. „Ich bin der böse Zauberer Regenpflücker, und ich will die schöne Brille von der Hexe Tannenmütterchen haben!“ — „Ei, ei“, hat die Großmutter gesagt. „Das glaube ich nicht! Du bist nicht der Zauberer!“ Da hat der Zauberer gebrüllt: „Ich bin doch der Zauberer! Mach auf, Großmutter, mach auf!“ — „Ja“, rief die Großmutter, „wenn du der Zauberer bist, dann mußt du dich in eine Fliege verzaubern und durch das Schlüßelloch fliegen ins alte Haus.“ — „Ja, das will ich tun!“ hat der Zauberer gesagt. Da hat die Großmutter schnell einen alten Sack geholt, hat den alten Sack vor das Schlüßelloch gehalten, und brumm, brumm, ist die Fliege durchs Schlüßelloch geflogen, ist in den Sack geflogen. Und die Fliege ist der böse Zauberer Regenpflücker gewesen. Da hat die Großmutter den Sack zugebunden. Da konnte der Zauberer nicht mehr aus dem Sack.

Und was denkt ihr? Da ist ein Lumpensammler an dem alten Hause vorbeigekommen. Dem hat die Großmutter schnell den Sack mit dem Zauberer drin verkauft. Und der Lumpen-

mann hat der Großmutter 2 Mark für den alten Sack gegeben, und dann ist er fortgegangen mit seinem Wägschen. Da hat sich die Großmutter getreut, da hat sich die gute Hexe Tannenmütterchen getreut. Und sie hat zu der Großmutter gesagt: „Liebe Großmutter“, hat sie gesagt, „weil du den bösen Zauberer an den Lumpenmann verkauft hast, will ich dir jetzt meine schöne Brille schenken. Dann geben mir die Zwerge im wilden Wald eine neue Brille.“ — „Ja“, hat die Großmutter gesagt. „Ist denn deine Brille so schön?“ Da sagte die Hexe: „O, gute Großmutter, die Brille ist sehr schön! Wenn du die Brille auf die Nase tust, dann kannst du aus deinem Fenster bis in den wilden Wald sehen, kannst alle Märchen sehen im wilden Wald!“

Da hat sich die Großmutter sehr getreut. Und die Hexe hat sich auch getreut, weil sich die Großmutter so getreut hat. Und dann ist die gute Hexe wieder in den wilden Wald zu den Zwergen gegangen. Und die Großmutter lebt nun immer die Begehrte auf, wenn sie euch Märchen erzählt.

„Ei, das war eine schöne Geschichte!“ hat die uralte Rahe Wurts gesagt. Und dann ist die Großmutter an den Tisch gegangen und hat die Streichholzschachtel aus der Schublade geholt; denn sie wollte die Lampe anzünden, weil es so sehr dunkel war. Und da hat sie ein Streichholz angezündet. „Sieh, was springt da vom Schrank, Großmutter?“ hat da auf einmal der kleine Peter gerufen. Da hat sich die Großmutter umgeschaut. Und weil es von dem Streichholz noch ein bißchen hell war im Zimmer, hat die Großmutter und haben die Kinder gesehen, wie ein winziges Kerlchen vom Schrank heruntergesprungen ist auf die Erde. Und dann ist das Kerlchen mit seiner roten Mütze tripptripp in einem Sack in die Ecke gelaufen. Und in der Ecke hat die große Uhr gestanden. Da ist das Kerlchen an der Uhr heraufgeklettert und eins, zwei, drei, war es oben und hat in der Uhr gesessen. Und keiner hat es mehr gesehen.

„Was war denn das für ein Kerlchen mit der roten Mütze?“ haben die Kinder gefragt. „Ja“, hat die Großmutter gesagt und hat dabei die Lampe angezündet, „das war das Uhrenmännchen.“ — „Was tut denn das Uhrenmännchen in deiner großen Uhr?“ hat der Peter die Großmutter gefragt. „Peterchen“, sagte die Großmutter, „das Uhrenmännchen tut jeden Tag ein Tröpfchen Öl in die Rädchen von der Uhr, daß sie nicht roßig werden. Und wenn die große Uhr so schön schlägt, was meint ihr wohl? Das tut immer das Uhrenmännchen. Das schlägt in der Uhr so schön mit einem silbernen Hämmerchen auf ein goldenes Glöckchen.“

Und wie die Großmutter das gesagt hat, da hat auf einmal das Uhrenmännchen in der Uhr angefangen zu schlagen,

und es hat so schön geschlagen, so schön, wie es sonst nur an der Großmutter ihrem Namenstag schlug. Wie die Großmutter das hörte, hat sie gesagt: „Weil das Uhrenmännchen so schön geschlagen hat, wollen wir es einmal aus der Uhr rufen und ihm ein Stüchchen Kuchen geben.“

Da haben sie sich alle vor die Uhr gestellt, die Großmutter und die Kinder und der alte Hund, und der uralte Hahn und die uraltste Rahe. Und die Großmutter hat gerufen:

„Uhrenmännchen, im alten Haus,
Uhrenmännchen, komm heraus!
Schön hast du geschlagen,
Sollst Kuchen mit Rosinen haben!“

So hat die Großmutter gerufen. Und als sie das gerufen hatte, da hat es kling! gemacht in der Uhr. Da ist das kleine Türchen von der Uhr aufgegangen, und das Uhrenmännchen mit seinem roten Wägschen ist herausgekommen. „Großmutter“, hat es gesagt, „wo hast du den Kuchen mit Rosinen?“ — „Der steht auf dem Tisch!“ sagte die Großmutter. Und da ist die uraltste Rahe Wurts krächzende an der Uhr heraufgeklettert, und das Uhrenmännchen hat sich der Rahe Wurts auf den Rücken gesetzt, hat sich am Fell von der Rahe Wurts mit einem Wupp von der Uhr auf den Tisch gesprungen. „Danke schön, uraltste Rahe Wurts!“ hat da das Uhrenmännchen gesagt und hat sein rotes Wägschen abgenommen. „Bitte schön, Uhrenmännchen!“ sagte die Rahe Wurts.

Und dann ist das Uhrenmännchen auf den Rudenteller geklettert, ist auf das Stüch Kuchen geklettert und hat alle die Rosinen mit seinen Fingern herausgeholt und aufgefressen. Und dann hat es sich auf den Bauch geklopft und gesagt: „Das hat aber gut geschmeckt, Großmutter! Und jetzt habe ich Durst.“ Da holte die Großmutter ihr Rührerchen, hat den Fingerhut herausgenommen und in den Fingerhut Kaffee und Milch geschüttet. „Hier, Uhrenmännchen“, hat sie gesagt, „da ist etwas Gutes zu trinken für dich!“ — „Ei, Großmutter“, sagte das Uhrenmännchen, „das ist aber eine sehr große Tasse Kaffee! Den kann ich so schnell nicht trinken!“ Und es hat ein kleines Schälchchen getrunken. Dann hat es gesagt: „Jetzt will ich ein bißchen warten!“ Und es hat sich auf den Rand von dem Rudenteller gesetzt.

Dieses Märchen ist einem Buch entnommen, das heißt: „Das alte Haus, ein Märchenbuch für Kinder zum Vorlesen von Wilhelm Matthiesen.“ (Freiburg, Herder und Co.) Das Buch ist mit Bildern von H. Schimnery ausgestattet.

Doch dann packte mich der Teufel. Wie ich ihn so vor mir gesehen sah, ihn, den Mörder meines Bruders, flog jener Morgen wieder vor mir auf, an dem man mir den Bruder mit zer- schoffener Brust und blutstarrten Kleidern ins Haus getragen hatte. Und der da vor mir ging, so schuldlos durch das mond- beschienene Feld, der da, der die Frau meines Bruders als eheliches Weib hatte heimgeführt, der Herr in der Delmühle geworden war — Wäcker! Der Strahlzug war wieder frisch, als wäre er gestern erst aufgeworfen. War es nicht gestern erst geschehen? Der Mord? Ja, gestern war es erst geschehen, das Furchtbare. — Und — dasselbe würde noch einmal geschehen, nur ein klein wenig anders.

Was nun eigentlich geschah, ich vermag es kaum zu sagen. In den Schläfen pochte es mir wie mit Hämmern, und die Hände spannten sich halt und leuchtend um Holz und Eisen. Auf einmal langte mir die Gestalt in der Vordrüse. Ein Klammern vor meinen Augen, ein Kreis aus verschwommenem Rot — dann Finsternis — nicht! — Dann ein Stoß — ein gräßlicher, gräßlicher Schrei in die gähnende Stille. Die Ahnung von Ungeheuerlichem. Noch fühlte ich, zusammensinkend, wie meine Stirn an die harte Kante des Kreuzstuhls schlug. — Und dann war es Nacht. Nach wurde ich erst wieder richtig, als ich gesellt zwischen zwei Wandarmen unter den Verwünschungen der Bevölkerung in den Gefängniswagen flog, der mich auf der Straße erwartete.

Der Urteilsspruch des Gerichtes lautete: „Wegen vorfährlichen Totschlags zum Tode verurteilt.“ Glaube mir, Bauer, keiner war von der Wichtigkeit dieses Urteils mehr überzeugt, als ich, und ich war willens, mich dem Spruch zu unterwerfen. Wenn ich trotzdem heute noch vor dir sitze, so verdanke ich das meiner Frau, die meine Begnadigung erwirkte. So wurde ich Zuchthäuser — für mein Leben lang. Zweiundfünfzig Jahre war ich alt, als man mir wegen guter Führung den Rest der Strafe schenkte. Aber wie sah die Freiheit aus? Mein Weib tot, das Geschäft aufgelöst und verkauft, mein Kind, mein Ritz, in der Stadt bei den Klosterfrauen, erpogen in dem Glauben, daß ihr Vater tot sei. Nicht wahr, Jürgelbauer, da war es für mich Zeit, Schäler zu werden!

„Und nun.“ — Schmersfällig und müde stand der Schäfer auf — „weil der Herrgott, wie's zu Ende geht.“ Dann ist er wie trunken zur Tür hinausgegangen in die kalte Nacht, durch die verstaubte Straße.

Der Jürgelbauer ist ihm nachgekommen. Und ohne es sich mit Worten zu versichern, sind die Weiden sich in dieser Nacht Freunde geworden.

Vom goldenen Abend- und Morgenstern

Von Dr. R. R. Lauda

Im Anfang Februar besand sich Venus, der zweite Planet von der Sonne aus, wieder einmal in größter Erdennähe. Nach der Doppelbenennung als Abend- und Morgenstern, als Hesperus und Phosphorus bei den Ältern, scheint man ihn ursprünglich für zwei verschiedene Gestirne gehalten zu haben. Heute weiß man, daß beide identisch sind. Was wissen wir sonst noch von diesem schönsten aller Sterne, der wohl am meisten besungen und bewundert ist? Das Fernrohr zeigt ihn als eine Schwesterwelt von beinahe gleichen Dimensionen wie die Erde. Nach astronomischen Beobachtungen in seiner größten Erdennähe ist er wie unsere Welt von einem Luftmantel umgeben, aber die Venusatmosphäre ist dichter, höher und wolkenreicher, so wie die Erde wahrscheinlich in einem früheren Stadium, vielleicht während der Steinholzeit gewesen ist.

Stellen wir uns vor, daß die Venus wie die Erde um die Sonne kreift, aber innerhalb der Erdbahn, die einen mittleren Radius von 140 Millionen Kilometer hat, während der Radius der kleineren Venusbahn 108 Millionen Kilometer mißt. Die Erde braucht zu einem Sonnenlauf 365,26 Tage, die Venus dagegen nur 224,7. Nun ist 13 mal 224,7 = 2921,10 und 8 mal 365,26 = 2922,08 das heißt, 13 Venusjahre sind ziemlich genau gleich 8 irdischen Jahren, so daß die beiden Himmelskörper nach je acht Jahren immer wieder in dieselbe Stellung zueinander kommen. Ihre größte Entfernung beträgt 250 Millionen Kilometer, ihre größte Nähe nur 40 Millionen, und gerade zurzeit beschreibt die Venus denjenigen Bogen ihrer Bahn, der sie zwischen der Erde und Sonne hindurchführt.

Der Mars war bekanntlich am hellsten, als er in die größte Erdennähe kam. Bei der Venus ist das nicht der Fall. Schon Galilei fand, als er das Fernrohr auf sie richtete, daß sie Phasen ähnlich wie der Mond zeigte. Aus diesem Grund ist ihr Aussehen und ihre scheinbare Größe bedeutenden Veränderungen unterworfen. Bei ihrer größten Erdentfernung steht sie auf der anderen Seite der Sonne und bietet uns nur den Anblick eines beleuchteten Scheibchens.

In der größten Erdennähe würde ihr Durchmesser uns sechsmal so groß erscheinen, aber da sie jetzt auf derselben Sonnenweite wie die Erde steht, heißt sie uns, wie der Neumond die

dunkle Seite zu und ist unsichtbar. Zwischen diesen beiden Phasen zeigt sie alle Phasen vom ersten bis zum letzten Viertel, wie der Mond. Im verflochtenen Dezember wuchs der Abendstern zusehends an Helligkeit bis zum 3. Januar, wo er seinen größten Glanz erreichte. Seitdem nimmt er wieder ab und verliert von Tag zu Tag mehr an Glanz, bis er am 7. Februar ganz unsichtbar wurde. Danach erscheint er wieder langsam auf der anderen Seite, aber jetzt als Morgenstern, wird heller und heller, bis am 14. März wiederum das Maximum an Helligkeit erreicht wird. Dann erbleicht er wieder langsam, nimmt mehr und mehr ab, bis er schließlich seine größte Entfernung jenseits der Sonne erreicht hat und das Spiel von neuem beginnen kann.

In der Geschichte der Astronomie nimmt die Venus einen hervorragenden Platz im Kapitel über die Sonnenparallaxe ein: Es sind dies, die berühmten Venusdurchgänge durch die Sonnenscheibe, mit deren Hilfe die Sonnenparallaxe, das heißt, die Entfernung der Sonne von der Erde bestimmt werden sollte. Diese Entfernung ist die Einheit des astronomischen Maßstabs oder für den Astronomen dasjenige, was das Meter im gewöhnlichen Leben ist. Daher die große Bedeutung der Venusdurchgänge. Aber seit der Entdeckung des kleinen Planeten Ceres kann diese Aufgabe viel einfacher, sicherer und besser bestimmt werden, so daß man jetzt nicht mehr auf die seltenen Venusdurchgänge angewiesen ist.

Ueber die physische Beschaffenheit und Wohnbarkeit läßt sich nur wenig sagen, da wir nicht die eigentliche Oberfläche, sondern nur die umgebende Wolkenhülle direkt sehen; und das Spektrum davon — hauptsächlich reflektiertes Sonnenlicht — zeigt nichts Besondere, wenigstens keine neuen Linien, die auf neue Elemente schließen lassen. Bei dem Sauerstoff- und Wasserstoffmangel ist ein organisches Leben wie auf der Erde gänzlich ausgeschlossen.

Unsere Titel vor 120 Jahren

Es war eine unruhige Zeit, da Johann Siebner's reales Staats-, Zeitungs- und Conversations-Vexikon, darin neben unzähligen anderen gedrucklichen Benennungen, auch „andere in Zeitungen und täglichen Umläufen vorkommende, in gleichen juristische und Kunstwörter beschrieben werden“ in Leipzig herauskam; nämlich im Jahre 1804. Um eine Jubiläumsgabe zu handeln es sich, und stolz wies die Vorrede durch den Ausdruck „dieses ist 100 Jahre florierende Vexikon“ darauf hin, daß es erstmalig im Jahre 1704 erschienen sei. Es sollte ein modernes Werk sein, und die Vorrede machte auf die großen Ereignisse der Zeit, auf die Veränderungen in der Welt und auf die französische Revolution, die Teilung Polens, die Entdeckung Australiens usw. aufmerksam. Aber es nennt den Namen Napoleon, der doch im Gründungsjahr Koller wurde, weder in einer selbständigen Notiz noch unter dem Artikel Frankreich.

Doch das geht uns hier nichts an. Wir wollen lieber einmal sehen, wie man damals dem Publico die Titel und Vex- ter in der Rechtsprechung oder Verwaltung tätigen Personen erklärte. Die Definitionen zeichnen sich durch ein halbwegs erträgliches Deutsch aus, während in den anderen Notizen dieses oft geradezu schouderhaft ist, besonders weil die Erklärung vielfach mit „nem“ beginnt; z. B. „ab intestato, wenn einer ohne Testament stirbt und den nächsten Freunden die Erbschaft hinterläßt“. Nicht erklärt sind Titel, wie Richter (Urteiler), Rat, ebensoviele Ausdrücke, wie Collegium oder Gericht, obgleich sie alle zur Erklärung verwendet werden.

Billig beginnt man mit dem Präsidente. Da heißt es: „Präsident, ist, der in einem Collegio oder Gerichte den Vorsitz vor den Räten und Assessoren hat und alles dirigiert. Von dem Kaiserlichen Kammergerichte sollen vier Kammerpräsidenten sein, nämlich zwei kaiserliche und zwei katholische.“ Etwas geschickter ist die Notiz über die Assessoren: „Assessoren, Beamter werden beim Reichskammergerichte, wie auch in den Hofgerichten, Konsistorien und anderen Decretarien, diejenigen Leute und Rechtsgelehrten genannt, die nebst dem Präsidenten die Urteile über die vorkommenden Sachen sprechen und daher in der Kammergerichtsordnung Ältere Urteiler oder Richter genannt werden.“ Bei dem Eidswort Referendare ist erst die Rede von dem Referendar bei der päpstlichen Kanzlei, und dann wird in einem zweiten Artikel erklärt: „Referendarius oder Referent heißt auch derjenige, der aus den gerichtlichen eingehenden Akten etwas vorträgt, dergleichen in förmlichen Regierungen, Schöppenstühlen und anderen Rechtscollegies zu geschehen pflegt.“ Es handelt sich also bei dem Wort Referendarius nicht um den Amtstitel, wie wir ihn heute gebrauchen, sondern um die Funktionsbezeichnung Referent. Abweichend von unserem Sprachgebrauch ist auch, daß „Justitarius“ „ein Richter oder Gerichtspräsident“ ist.

Die Accessisten sind so bekanntlich noch nicht lange aus der süddeutschen Reichsgerichtsverwaltung verschwunden. Nach dem Vexikon sind sie „bei den kaiserlichen Hofämtern in Wien auch bei anderen Landesdecanaten, diejenigen, welche die nächste Anwartschaft haben bei erledigter Vacanz von dem Amte, unter dessen Matrícul sie stehen, Weilt zu nehmen“. Und schließlich

ist der „Aktuarus“ ein Gerichtsschreiber, der zu den Akten geschworen, daß er dieselben wohl verwahren, in Ordnung halten und alles, was die Parteien schriftlich übergeben oder mündlich überbringen treulich dazulegen und registrieren wolle.“

Ungefähr die Funktion unserer Staatsanwälte hatte damals der Fiscal, d. h. erstens ein Ankläger auf den Tod oder zu einer großen Geldbuße, zweitens einer, welcher einer Obrigkeit Interesse wahrnimmt und dasselbe zu erhalten und zu vermehren trachtet.“

Diese Beamten haben damals nicht allzuviel Beliebtheit genossen; aber eine so ungeheuerliche Darstellung ihres Wollens haben sie zweifelsohne nicht verdient. Doch ihren Gegnern, den Anwälten, ging es nicht besser. Man hörte: „Anwalt, Procurator, ist ein Bevollmächtigter, der im Namen der streitenden Parteien vor Gericht erscheint, Termine abwartet, die Patalla beobachtet und sonst alles tut, was der Principal selbst tun könnte. In den Hof- und Landgerichten sind gewisse Personen dazu bestellt, welche dergleichen Vollmachten über sich nehmen.“

Der Jopf war, als das Vexikon erschien, schon aus der Tracht der Männer des Militärstandes und des Beamtenstandes verschwunden, aber in der Sprache des Buches lebte er noch fort und „hing ihm hinten“ Dr. S. P.

Eine Zeitschrift für Zeitungswissenschaft

Ein seit langem gehegter Plan, für die junge Zeitungs- wissenschaft ein Organ zu schaffen, ist zu Beginn dieses Jahres verwirklicht worden. Der Universitätsprofessor Dr. Karl d'Este, Direktor des Instituts für Zeitungsforchung an der Universität München, und Dr. Walter Zeide, Hannover, geben im Staatspolitischen Verlag (Berlin SW. 48, Friedrichstraße 234) die „Zeitungswissenschaft, Monatschrift für internationale Zeitungsforchung“ heraus. Der halbjährliche Bezugspreis beträgt 6 Mark. Die vorliegenden zwei Nummern der Zeitschrift gestalten eine Würdigung des Unternehmens. Der Hauptinhalt der Zeitschrift ist die Förderung der Zeitungskunde als Wissenschaft. In dem Einführungsartikel wird darüber gesagt: „Die Zeitungswissenschaft ist noch jung; in allen Ländern kämpft sie mehr oder weniger um ihr Ansehen, hier und dort macht man Versuche, ohne daß der eine vom anderen etwas weiß. Das kann und soll anders werden durch eine engere Verbindung, die von einem Lande zum anderen gesponnen wird, und das einigende Band soll eben eine Zeitschrift sein. Dort können auch Erfahrungen, Wünsche und Anregungen ausgetauscht werden. Ohne daß die eine Nation ihre Selbständige, für ihre Verhältnisse passende Ansicht aufgibt, mit der andern verhandelt werden.“

Die kulturelle und politische Bedeutung der Zeitschrift wird von den Herausgebern in diesem Einführungsartikel besonders hervorgehoben. Es wird aus einem Vortrage des Begründers der Zeitungswissenschaft in der Schwed. des Professors West- heim, folgende Stelle wiedergegeben: „Eine europäische Presse, die dem großen Gedanken der Völkerverständigung dient, ist die Arbeit von Generationen. Das Institut, das mir vor Augen steht, wird klären und fördern, und das zu werden vermögen, was wir so dringend brauchen: Ein Sanatorium für den kranken öffentlichen Geist Europas. Eine hat unsicher der grausame Krieg gelehrt: Wir wissen heute, wohin uns der Materialismus eines fast nur von wirtschaftlichen Interessen geleiteten Lebens führt, die Gefundung kann nur von einem profunden Idealismus kommen, wir müssen unser Leben wieder aufbauen in dem, was die Menschheit in allen ihren großen Zeiten wieder hochgebracht hat, mit den Ideen...“

Das ein so wunderbares Instrument wie die Presse, was umfange ist, hoch und niedrig, Palet und Hütte in gleicher Weise zu beeinflussen, in allererster Linie dazu berufen ist, an dem Wiederaufbau einer europäischen und gemeinamen Kultur und Stoffen verbindenden und verständenden geistigen Kultur mitzuwirken.“ Die Herausgeber bemerken dazu: „Mit dieser Anschauung möge die Zeitungswissenschaft gemiffert werden als Schiff hinausfahren auf den Ozean der Völkerverständigung, die heute noch die Welt überschwebt, das seltsame Wort am Fuß Meritoll — dem Wahren.“

Die beiden vorliegenden Nummern bringen bereits eine Uebersicht interessanter Artikel über nordamerikanische Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und des Auslands. Es werden Mitteilungen gemacht über Neuzustellungen über Zeitungen und Zeitschriften der Türkei und Suluans. Über die Zeitungswissenschaft in Japan, über das Professionskollegium, Ständige Rubriken orientieren über neuerschene Zeitschriften und Zeitschriften Deutschlands und der Welt, ferner über die Organisation der Presse und über Zeitungswissenschaftliche Besprechungen an den Hochschulen. Anlässlich des Jahres-Jubiläum werden allein 206 Zeitungen und Zeitschriftenartikel über Titel von Gürtel angeführt — Die Oblichkeit der Berichterstattung ist durch die beiden bekannten Herausgeber völlig gesichert. Das Unternehmen verdient die Unterstützung der Presse und der weiteften Öffentlichkeit. Dr. Reichel

Die Goldwäcker am Klondike

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Kanada und Alaska.

Von Emil Drossberg.

Copyright durch Wilhelm Goldmann, Verlag, Leipzig 1925.

(47. Fortsetzung.)

An diesem Abend im Mai sah er auch wieder im Malamut-Salon an Beggy's Seite und unterhielt sich leise mit ihr. Es hatte sich hier wenig verändert. Nur der Spieltisch mit dem Spielhalter war verschwunden, da eine Station der Britischen Polizei hier errichtet worden war und die Gasse etwas strenger gehandhabt wurden. Dafür hatte der neue Mann am Klavier Verstärkung durch einen Geigenpieler erhalten. Was die Musik an Ausdehnung gewonnen hatte, hatte sie an Qualität eingebüßt, denn der Pianist hatte auf dem Instrument herum, als sähe er es als seine ausschließliche Aufgabe an, die Anstrengungen des Geigers unschädlich zu machen, während dieser sich wieder mit aller Macht gegen die Vergewaltigung wehrte.

Ein Spahngel hatte daher auch eben aus dem Tanzraum einen Vogen draußes Papier hereingebracht, den er an der Wand neben dem Klavier befestigte und auf dem mit Kreide geschrieben war:

Es wird gebeten, nicht auf die Kapelle zu schießen, — sie tut ihr Bestes!

Ein allgemeines Gelächter, in das die beiden Musikanten vergnügt mit einstimmen, begrüßte den Witz. Die Räume waren voll, wie immer jetzt, und die Gäste drängten durcheinander.

Mc Allister, der Birt, stand zumeist hinter der Bar, beschäftigt, das Gold der Gäste abzuwiegen und gegen Papiergeld umzutauschen, von dem dann immer ein Teil wieder für Getränke seinen Weg in die Kasse des Barwenders fand. In den Wäulen, die ihm seine Beschäftigung lieb, mißte er sich unter die Gäste, um Bekannte zu begrüßen. „Hallo, Beggy!“ rief er, nachdem er Evans zugewandt hatte, vor dieser stehen bleibend und ihr die Hand reichend. „Du wirst jeden Tag schöner.“

„Du überlebst, Mac“, entgegnete Beggy lachend. „Well, dann wollen wir sagen, jeden zweiten Tag“, kam Mc Allister ihr entgegen, indem er sich wieder nach der Bar wandte, wo seine Anwesenheit gefordert wurde. Eben trat auch Esher ein. Er war vor ein paar Tagen angekommen. Die Reit hatte er benützt, um ein paar

Artikel für seine Zeitung zu schreiben. Die Hütte hatte er einem Halbblutindianer, der unten am Flusse eine Blockhütte bewohnte und eine kleine Bootanerei betrieb, bis zum nächsten Winter in Pflege gegeben.

Seine ursprüngliche Absicht, in die Goldfelder prospectieren zu gehen, hatte er für den Augenblick aufgegeben. Er hatte sehr bald eingesehen, daß jeder hier immer nur von den wenigen sprach, die Gold gefunden hatten, nicht aber von den Hunderten und Tausenden, die in den einsamen Bergtälen umherzogen, in den Höhlen die Erde aufwühlten und nachdem sie ihren Proviant und ebenso ihre Geldmittel bis zum letzten Cent aufgebraucht und vielleicht noch ihre Gesundheit zerrütet hatten, mutlos und gezeichnet nach Dawson zurückkehrten.

Biel richtiger sah ihm der Weg, den Davy Evans gewandt hatte, nämlich eine Gelegenheit zu irgendeiner kleinen Speculation abzuwarten, und sie dann beim Schopfe fassen. Der Name Davy Evans war ihm natürlich schon seit der ersten Stunde seines Hereins geläufig. Man konnte sich keine Stunde in Dawson aufhalten, ohne ihn wenigstens ein Duzendmal zu hören.

Einstweilen erlaubten ihm aber seine völlig zusammengebrochenen Mittel weder das eine noch das andere, und er hatte daher den Entschluß gefaßt, sich zunächst einmal irgendwo eine möglichst lohnende Beschäftigung zu suchen.

Mit Interesse sah er sich in dem Raume um und begab sich gelegentlich auch nach dem anstoßenden Tanzsaal, in dem es nicht minder lebhaft herging. Die Typen, die hier vertreten waren, und die einzelnen Szenen, die er beobachten konnte, waren des Studiums wohl wert und würden ihm fesselnden Stoff zu seinem nächsten Zeitungsbericht liefern. Auch den Mann, der da neben dem Mädchen saß, sah er prägend ins Auge. Hatte ihm freilich jemand gesagt, daß dies Davy Evans, der König vom Klondike war, so würde er ihm wohl noch einen zweiten Blick gesandt haben.

An einer Stelle nahe dem Eingang standen eine Anzahl Männer und auch zwei Frauen darunter, abgemagert und hungrig. Man konnte es ihnen ansehen, daß dieses Nordland ihre Hoffnungen betrogen und sie an Körper und Seele gebrochen hatte. Die Frauen schienen einer besseren Klasse anzugehören, was man aber nur an den feineren Zügen ihrer Bläuen und verblühten Gesichtern erkennen konnte. Die eine von ihnen sprach halblaut zu einem Manne, der neben ihr stand und offenbar ebenfalls den gebildeten Klassen angehörte, obwohl Kummer und Sorge und Entbehrung in jedem Zuge seines Gesichtes geschrieben stand und seine Augen wie die eines Gebeten blühten.

Er machte eine Bewegung, als ob er sich Mc Allister nähern wollte. Doch bevor er den Entschluß aber ausgeführt hatte, ärgerte er wieder und erst ein Bittendes „George!“ von Seiten der Frau veranlaßte ihn, an Mc Allister heranzutreten.

„Können Sie mir nicht etwas Mehl und Bohnen ablassen?“ saate er. „Wir sind am Verhungern. Wir waren zwei Tage lang auf dem Trail und haben seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen zu essen gehabt.“

„Mehl und Bohnen“, erwiderte Mc Allister lustlich. „Warum verlangen Sie nicht den Mond vom Himmel, oder den Nordpol, oder sonst eine Kleinigkeit? Zwischen hier und Rome gibts keine überzählige Bohne und keine entbehrliche Handvoll Mehl.“

„Wir müssen aber verhungern, wenn wir nichts bekommen“, wiederholte der Mann. „Ich bin bereit, einen guten Preis dafür zu zahlen.“

„Der Preis spielt gar keine Rolle. Alle Vorräte hier sind aufgebraucht und neue Zufuhren können nicht herankommen, bevor der Frost nicht offen ist.“

„Wir müssen aber etwas zu essen haben“, sagte der Mann verzweifelt.

„Ich sage Ihnen, es gibt nichts“, entgegnete Mc Allister kurz. „Niemand hat für sich genug. Wer hat Sie gehelgen, hierher zu kommen ohne Proviant? Sie wußten doch, oder hätten es wissen müssen, daß hier der Hunger herrscht.“

„Was sollen wir denn aber tun?“ fragte der Mann mit fast tonloser Stimme.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Jeder für sich und der Teufel nehme den Resten.“

„Ist das das ganze Gefühl, das Sie für frunkte und hungernde Frauen haben?“

„Ist das das ganze Gefühl, das Sie für frunkte und hungernde Frauen haben?“

„Gefühl?“ fragte er, vielleicht noch mehr erstaunt als empört über ein solches Verlangen. „Gefühl ist hier im Klondike-Distrikt kein marktängiger Artikel. Ich habe genug zu tun, meine eigenen Leute satt zu machen, ohne mich noch mit der Sorge für fremde zu befassen.“

Ein Finger legte sich in diesem Augenblick auf die Schulter des Bittenden, und als er sich umdrehte, winkte ihn Esher zur Seite.

„Sie sind in Not?“ fragte er. „Ja.“ „Lebensmittel?“ „Ja. Wir haben nicht eine Bohne mehr.“ „Und diese Frauen und ihre Schwester. Mein Schwager ist vor ein paar Wochen gestorben. Vungenergebundung.“ (Fortsetzung folgt.)

Einer Frage des anderen Laßt

Im Mittelalter ging wie ein Schreckensgespenst der schwarze Tod, die Pest, durch die Lande. Wen sein Atem traf, der sank dahin. Da half kein blühendes Leben, keine strotzende Gesundheit. Auch heute geht ein unheimliches Gespenst durch die Reihen unseres Volkes. Alle wissen davon, auch die es nie gesehen haben. Sein Name ist vielgestaltig und einer. Er heißt Verschärfung der wirtschaftlichen Lage, Arbeitslosigkeit, Kinderelend, Hunger, Säuglingssterblichkeit, Verarmung, Entbehrung, heißt Not. Wo der unheimliche Gast eintritt, da weilt das Rot der Wangen, da bliken die Augen hohl und umschattet, da naht Verzweiflung am Herzen und treibt oft genug in den Tod.

Vielleicht bist du selbst der Not nie begegnet. Vielleicht verschonte sie dich bis zu dieser Stunde. Wisse, daß sie gerade dann für dich da ist. Du sollst dorthin gehen, wo sie ist, und sie lindern. Christus hat einmal gesagt: „Kenne werdet ihr allezeit bei euch haben“. Diese Armen sind auf dich angewiesen. Das Geld, das Gott für sie hat, steht in deiner Tasche. Du bist Gottes und Christi Almosenheber.

Kaum übersehbar ist die große Zahl derer, die auf die Caritas, die christliche Nächstenliebe, angewiesen sind. Die Caritas kennt die Kammern des Elends, sie soll sorgen für das Heer der Armen, für die siechen und kränklichen Mitmenschen, für so viele, die um Hab und Gut betrogen sind, für Kriegsbeschädigte und Kriegshin- terbliebene, bei denen die staatliche Hilfe oft unzureichend ist. Sie nimmt sich in ihren Heimen der Kinder an, sie kleidet die Nackten, speist die Hungerigen, sie sucht die Schäden des Volkslebens an der Wurzel zu heilen. Aber sie ist aus sich selbst arm. Sie kann nur geben, wenn sie empfängt. Sie muß aber geben können. Gott hat sie gesandt, den Armen in ihren Nöten beizustehen. Sie braucht daher große Mittel, wenn sie ihre von Gott gegebene Aufgabe erfüllen will; denn in steigendem Maße hat im verkrossenen Jahre die Verarmung weiter um sich gegriffen. Von Tag zu Tag ist die Zahl der Arbeitslosen und Kurzarbeiter gewachsen. Erschütternd sind die Bilder des Elends, die sich dem Blick dessen entziehen, der nie die Kammern der Armen betreten hat. Wie vielgestaltig ist die Not, die sich dort dem Hunger und der Entbehrung beigesellt! In den leeren Läden kommt der Mangel an Kleidungsstücken, Wäsche, Heizung usw. Es ist ja nicht möglich, auch nur das Notwendigste neu anzuschaffen. Und dieses noch: der Mensch bedarf der Freude, soll sein Leben nicht trostlos sein. Aber wo die Entbehrung herrscht, wo die Sorge täglicher Gatt ist, da weicht die Freude.

Ist es nicht zu begreiflich, wenn ein Gefühl der Verzweiflung und Verbitterung durch weite Kreise geht? Diese nur zu begreifliche Stimmung muß die Verantwortlichkeit aller derer bereiten finden, die etwas zur Eindämmung der Not tun können. In der Not muß der schuldlos arme die Wahrheit der Verheißungen Gottes erproben können. Gott will von ihm, daß er nicht verzweifelt, daß er nicht kleinlautig sei, sondern zuversichtlich dem sorgenden Vater seine Geschichte anheim stelle. Du bist verantwortlich dafür, daß er die göttlichen Verheißungen nicht als Trug finde. Du mußt heute die Worte befolgen: „Wer zwei Rösche hat, gebe dem einen, der keinen hat.“ Der arme ist da, daß die Liebe Gelegenheit hat, sich zu erproben.

Erkenne diese deine Verantwortung, wenn heute während der Caritas-Opferwoche der Ruf zum Wohlsein dein Ohr und Herz trifft. „Opferwoche“ heißt: um Christi willen und zum Besten der notleidenden Glieder seiner Kirche während einer Woche sich Entbehrliches versagen, auf einen liebgewordenen Genuß verzichten, eine Anschaffung unterlassen, sich eine Entfaltung auferlegen und das so ersparte auf den Opferaltar legen. Das du gibst, ist nicht umsonst gegeben. Es lindert die Not der Armen, es stärkt seinen Glauben, es ist als Schatz hinterlegt für die Ewigkeit.

„Einer trage in Liebe die Lasten des andern mit und so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gall. 6, 2). Nimm diese Worte des Väterapostels Paulus in dein Herz auf und laß sie zur freudigen Tat werden in dieser Caritasopferwoche. Alle Pfarrämter, sowie die Caritassekretariate nehmen die Gaben entgegen.)

Hochaktion im Dresdner Kunstleben

Während die materielle Not der Künstlerschaft von Tag zu Tag katastrophalere Form annimmt, unterlassen es die maßgebenden Kreise jedenfalls nicht, immer wieder durch gesteigerten Anreiz, durch Qualitätsausstellungen und offensichtliche Auslese günstig auf den Markt einzuwirken. Sicherlich nicht zum Schaden der Kunst und dem Ruf Dresdens als Kunststadt im besonderen. Die Dresdner Jahresschau rüstet sich, die „Internationale Kunstausstellung“, die am 12. Juni im prächtigen Saal des Städtischen Ausstellungspalastes an der Peripherie des Großen Gartens eröffnet werden soll, so großzügig wie möglich zu gestalten. Der Direktor der Staatlichen Gemäldegalerie Dr. Hans Basse hat hier die Fäden in der Hand. Sein Organisationstalent ist bekannt, und es werden keine leeren Versprechungen bleiben, wenn man hört, daß alle Kulturkreise der Welt hier mit eigenen Kollektionen vertreten sein werden, wenn auch unter ihnen die deutsche Künstlerschaft rein zahlenmäßig schon das Übergewicht beansprucht.

Im übrigen hat die Neue Kunst Fides, weithin bekannt als Kulturgemeinschaft zur Propaganda neuerzeitlicher Kunst, nun auch äußerlich einen gewichtigen Vorstoß unternommen durch die Verlegung ihrer Räume in ein eigenes Heim, dessen interessante Raumgestaltung das Dessauer Bauhaus unter Leitung seines Werkmeisters Hinnerk Schepers zur Kritik stellt. Auswechselbare Stoffwände, kullfengleich, die dem jeweiligen Gesamtprogramm des auszustellenden Werkes mit Bestimmtheit anzupassen sind. Eine Anregung, die zweifellos auch anderenorts fruchtbar Wirkung auslösen wird. Augenblicklich stellt hier Lyonel Feininger Gemälde, Aquarelle und Graphiken seiner letzten Schaffensperiode aus. Seine ausgesprochene Architekturhaftigkeit kommt dem subtilen Rahmen dieses neuen Heims zwar sehr entgegen, ob aber der von ihm eingeschlagene Weg rein künstlerisch Entwicklungsmöglichkeiten in sich birgt, muß doch mit Nachdruck bestritten sein. Sein Talent hat sich in eine Idee verflüchtigt und läuft bald leer. Ein Talent jedenfalls, um das es schade ist.

Die Galerie Arnold, ein Dresdner Kunstinstitut, an dem nicht mehr verbriefungen ist, überträgt mit einer Ausstellung und einer Art Gesamtüberblick über das Schaffen Max

Noch kein Fortschritt

Die gestrige Stadtverordnetenversammlung wieder ergebnislos. Nächste Sitzung Donnerstag

Dresden, 3. März.

Die Irrungen des Stadtparlaments gehen weiter. Auch gestern abend wurde von 7.30 Uhr bis fast gegen 12 Uhr ergebnislos getagt. Zwar ging es etwas ruhiger zu wie am Vortage — die vielen Tribünenbesucher kamen also weniger auf ihre Rechnung —, aber die Linke verstand es auch so, ihre Obstruktion weiterzuführen. Als die Sitzung begann, lagen nicht weniger als 20 Wortmeldungen zur Geschäftsordnung, fast ausschließlich von links, vor. Jeder Redner bemühte sich, fast eine volle Stunde zu sprechen, so daß gegen 1/12 Uhr erst der vierte Teil dieser Rednergaritur zu Worte gekommen war. 15 Minuten noch auf der Tagesordnung.

Zimmerhin! Der gestrige Abend zeigte doch wenigstens einige Lichtblicke. Es geht natürlich wie schon am Vortage, nur um den Geschäftsordnungsantrag Bösch, zunächst noch eine Ausführungsberatung über die neue Geschäftsordnung abzuhalten. Als man das Unhaltbare allmählich einzusehen begann, schlang sich der Stv. Wirth (Soz.) zu einer sachlicheren Art der Diskussion auf. Er habe die feste Überzeugung, so begann er, daß das Kollegium zurzeit vor einer vollständig verfahrenen parlamentarischen Lage stehe, aus der es herauskommen müsse. Dieser Eindruck dürste ziemlich allgemein gewesen sein. Er bezeichnete das, was jetzt von der Linken geübt werde, als alten parlamentarischen Brauch, der nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt von dieser oder jener Partei zur Anwendung komme, da es gälte, etwas zu verhindern. Der Antrag Bösch biete eine Möglichkeit zur Verständigung. Der Redner trit dabei auch sehr eindringlich

für den Schutz des Vorstehers ein, dessen Ansehen nicht leiden dürfe. Er wünscht, daß man die Geschäftsordnung ein paar Wochen ruhen lasse und erst die vorliegenden anderen Punkte der Tagesordnung erledige. Wenn man sich dann verständigt habe, könne die Geschäftsordnung für eine besondere Sitzung angelegt und auch erledigt werden.

Nachdem inzwischen ein neuer Antrag Bösch (Soz.) eingebracht war, die nächste Sitzung für Donnerstag, den 4. März einzuberufen, redet der frühere Vorsteher Rohmann ersichtlich für die Verständigung. Es müßte bis zur nächsten Sitzung unter den Parteien Klarheit geschaffen werden darüber, wie die Geschäftsordnung behandelt werden solle. Dazu sei der Antrag Bösch geeignet. Komme dann eine Einigung nicht zustande, so werde der Kampf weitergeführt werden müssen. Jedenfalls müsse der Versuch gemacht werden, eine Basis der Verständigung zu finden. Bei seinen Parteifreunden aber findet Herr Rohmann keine Gegenliebe. Stv. Sonntag (Dnat.) erklärt, daß seine Fraktion dem Antrag Bösch nicht zustimmen werde, weil sie „Rückgrat“ habe. (Es gibt also noch Kämpfer!) Die Demokraten erklären den Antrag Bösch für annehmbar.

Bei der Abstimmung sind nur die aufrechten Deutschnationalen, mit Ausnahme des Stv. Köhlmann, gegen den Verständigungsantrag Bösch, der also angenommen wird. Damit ist der Abbruch der Sitzung beschieden. Gegen 1/12 Uhr geht man auseinander mit der schwachen Hoffnung, daß nun in absehbarer Zeit die sachliche Arbeit im Dresdner Rathaus wieder Einfuhr halten wird. Es ist leider nicht möglich, auf gut Glück über dem Eingang der nächsten Sitzung Vorberträge anzubringen zu lassen, da man zunächst eine Abwägungsfrist in Rechnung stellen muß.

Dresden

Bildtelegraphie

Dresden, 3. März. Im hiesigen Gewerbeverein sprach Prof. Dr. Korn, Berlin über den Stand der Bildtelegraphie. Er ging von der Tatsache aus, daß das Fernsehen ruhender Bilder bereits in das Stadium praktischer Anwendungen eingetreten sei, und daß auch dem Problem des Fernsehens sich bewegender Bilder seine technisch unüberwindbaren Schwierigkeiten mehr entgegenstehen. Das Prinzip der Bildtelegraphie besteht darin, daß Sender und Empfänger mit einem gleichzeitig rotierenden Zylinder arbeiten. Die Helligkeitswerte jedes einzelnen Punktes werden abgetastet und durch Drähte und Schließen elektrischer Ströme drahtlos oder durch den Draht weitergeleitet. Bei Photographien werden die Helligkeitswerte dieser Bildelemente durch Verkleinerung festgehalten und die Ergebnisse mit Hilfe einer Zellenzelle weitergegeben. 1906 haben die Übertragungsgeschwindigkeiten für ein Bild bereits auf 12 Minuten vermindert werden können. 1908 war durch Bildübertragung ein erster kriminalistischer Erfolg zu verzeichnen. Ein von Paris nach London geflohenen Juwelier konnte mit Hilfe des telegraphischen Bildes dort verhaftet werden. Durch Verstärkerdröhren ist es in letzter Zeit gelungen, die Sitzungen durch Ströme aus Nebenleitungen zu beschleunigen. Verbesserungen brachten auch die steigende Verwendung der sogenannten Stereose und der Synchronographie.

Praktisch kommt die Bildübertragung vor allem in Frage bei Unterschriften, Dokumenten, meteorologischen und militärischen Karten, insbesondere ferner für kriminalistische Zwecke und auch für illustrierte Zeitungen. In der drahtlosen Bildübertragung hat ebenfalls der Siegeszug der Verstärkerdröhren die Hemmungen des mechanischen Lastrelais überwunden.

Der Vortragende erwähnte schließlich noch die indirekte Übertragungsmethode, bei der die Helligkeitswerte in Buchstaben ausgedrückt werden. Im praktischen Betrieb sind die Vorteile der Buchstabenmethode bisher noch in Hinsicht, dessen Überwindung man von der Verwirklichung der Verstärkerdröhre erwartete. Der überaus aktuelle Vortrag fand starken Beifall.

Ein interessanter Gast

Dresden, 3. März. Mister Joe Miller, der mittlere der in den Vereinigten Staaten weit und breit vollständig genordeten Miller-Brüder, ist zum Besuche des Direktors Hans Stöck-Sarrafani in Dresden eingetroffen und für einige Tage im Bellevue-Hotel abgeblieben. Die Miller-Brüder zählen zu den reichsten Männern Nordamerikas; sie haben im letz-

ten Jahre — beherrschend — ein Einkommen von 643 Tausend Dollar angemeldet. Ihr Grundbesitz erstreckt sich in Oklahoma und Texas über ein Flächenmaß von der Größe des Freistaates Sachsen; sie besitzen weite Petroleumfelder, riesige Landwirtschaftsdistrikte und u. a. 32 000 Pferde. Sie sind Eigentümer des Bodens, auf dem Mack Corn, der bei Sarrafani zu Gasse befindliche Sioux-Hauptling, mit seinem Stamme streifte, und außerdem betreiben sie in den Vereinigten Staaten eine wachsende Schmelze, die sich mit dem größten derartigen Unternehmen, dem Klingling-Brüder, mißt. Um in diesem Wettbewerb den letzten Trumpf auszuspielen, hat Mister Joe Miller Hans Stöck-Sarrafani, mit dem ihn seit 16 Jahren eine enge Freundschaft verbindet, eingeladen, im Jahre 1927 mit seinem gesamten Familienbetriebe nach Nordamerika zu kommen. Die diesbezüglichen Unterhandlungen schweben und sind nur durch einen kurzen Abbruch unterbrochen, den die beiden Herren zum Besuche der Leipziger Messe unternommen haben. Sarrafanis Stammpersonal hat also wieder eine schöne Aussicht, einen weiten Trip über die Welt mitzumachen.

Wie der „Anzeiger“ berichtet. In den Dresdner Blättern erscheint jetzt nachträglich ein Sammelbericht über den Lehrgang für Straßensäuberung. Es fällt an dem Bericht des „Dresdener Anzeigers“ unwillkürlich auf, daß alle Referenten kurz angeführt werden, nur einer nicht, Caritasdirektor Carl, Ebersfeld. Wir konnten nun zwar feststellen, daß gerade dieser Abend, auf dem Caritasdirektor Carl sprach, einen stürmischen Beifall zu verzeichnen hatte. Das Referat war nicht nur rhetorisch-pädagogisch, sondern auch inhaltlich auf einer Höhe, die einen Mann auf diesem Gebiete auch dem Vollen verriet. Wir stehen nun auch auf dem Standpunkt, daß ein Mann wie Caritasdirektor Carl eine Befähigungsbefcheinigung vom „Dresdener Anzeiger“ entbehren kann. Da der Bericht aber allem Anscheine nach nicht vom „Dresdener Anzeiger“ abgefaßt, sondern von Seiten der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtsvereine, und da zum Beispiel die „Dresdener Nachrichten“ in demselben Bericht sonderbarerweise alle Referenten aufführen, muß man bald annehmen, daß der schwarze Rock des Ebersfelder Caritasdirektors den Redakteur der Schriftleitung des Dresdener Amtsblattes unnatürlich beeinflusst hat. Oder sollte ein bloßes Versehen vorliegen?

Arbeitsgemeinschaft bäuerlicher Bezirksauschussmitglieder der Kreisbauernschaft Dresden. Die den bäuerlichen Parteien angehörenden Mitglieder der Bezirksauschüsse haben in einer am 26. Februar abgehaltenen Sitzung beschlossen, sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen, um eine einheitliche Politik in sämtlichen Bezirken zu ermöglichen. Mit der Führung der Geschäfte ist Herr Sandikus Karl Tögel (Cohmannsdorf, Amtshauptmannschaft Dresden) betraut worden. In

Luff du etwas für deine katholische Presse?

mehr sieht. Und die Vater lächeln, und die Philosophen schütten den Kopf. Auf 240 Bilder ist sein Werk „berechnet“. Dazu gehört Ausbauer. Wichtige, neue Blätter der Käthe Kollwitz, einige lebenswichtige und -werte Selbstbilder Ludwig Dettmers seien nicht vergessen.

Zum Schluß noch ein Hinweis auf die Ausstellung „Französische Kubisten“ der Kunststiftung Köhler u. Köhler. Namen zu nennen, hat hier wenig Sinn. Verdient der Veranlasser bleibt, über Zeitströmungen aufzuklären, die nicht immer leicht zugänglich sind und mit dieser Konsequenz nur schwer zusammenzubringen sind. Die hier vereinigten Künstler repräsentieren den französischen Expressionismus der Gegenwart. Ein Vergleich mit dem deutschen Expressionismus wäre interessant, wenn er bei uns nicht schon überholt wäre. Heinrich Zerkowien.

Theater und Musik

Gewerbehaus. Für die Erwerbslosen fand gestern abend im Gewerbehaus ein Ouvertürenabend statt. Die Begrüßungsworte waren zugleich Worte des Dankes an die Philharmoniker und Dr. Kurt Kreiser, die sich in den Dienst der guten Sache gestellt hatten, sowie an die Vertonung des Gewerbehauses, die den Saal zur Verfügung stellte. In einem vollständig gehaltenen Vortrag, der zum größten Teil den Besuchern (der Saal war bis zum letzten Platz gefüllt) verständlich gewesen sein dürfte, ging Dr. Kreiser auf das Wesen der Ouvertüre ein, die sich heute auch zum selbständigen Konzertstück im Konzertsaal gemacht hat. Später ist aus der Ouvertüre die finnische Dichtung entstanden. Die meisten Komponisten der letzten 300 Jahre haben ihr Augenmerk auf die Ouvertüre gerichtet. Erstaunlicherweise streifte er auch die zeitgeschichtliche Schätzung der Ouvertüre in unseren Tagen, die darin besteht, daß viele Theaterbesucher zu spät kommen, sich unterhalten, dabei essen und dergleichen mehr, weil es nur die — Ouvertüre ist. Von der Einseitigkeit der Musik ausgehend, die sich etwa bis zum Jahre 1000 merkbar machte, leitete er dann zur Mehrstimmigkeit der Musik über, die die Grundlage zur Instrumentalmusik wurde. Um 1000 fällt die Geburtsstunde der Oper. Die Ouvertüre verfehle die Zuhörer in die geeignete Stimmung. Sie ist die Brücke vom Alltag zum Kunstgenuss. Trompetenstöße oder Fanfaren weckten die Aufmerksamkeit. Diese Fanfaren zeigen sich am Anfang vieler Ouvertüren, auch

Oppenheimers, auch Mopp genannt. Gemälde, Zeichnungen und Graphik des 41jährigen, der längst kein Bohemien mehr ist und es nicht mehr nötig hat, auf die Philister zu schimpfen. Männer wie Thomas und Heinrich Mann, die er auch radirt hat, singen ihm Hymnen. Die Zeit ist verhältnißlos geworden und sein Werk mitler Konzeption hier und da. Im Mittelpunkt dieser Ausstellung steht eine Art Kolossalgemälde „Divina musica“, ein gewaltig aufgebauter Orchesterkörper, überragend der Dirigent, dessen Kopf vor dem Harfenengelänge im Hintergrund wie von goldenen Strahlen umgeben scheint. Mopp ist Geiger, vorlieber Geiger, er stammt nicht umsonst aus Wien. Musik malt er immer wieder, die Hände Busonis, Busonis an Pianer, Bläserquintett oder das köstliche, im Besitze der Wiener Staatsoper befindliche „Klingler-Quartett“ (1918). In dem Kolossalgemälde aber verdichtete sich gleichsam alle Inbrunst einer Exorzation zu einem Schrei nach Musik, Befreiung, Mythos. Tüder blühen, Orgelpfeifen leuchten gepenstlich auf, ein gewaltiges Fortissimo brast in dem Bild, die himmlische Melodie einer Menschheitssehnsucht.

Aus dem Vielerlei, das die neue Ausstellung des Sächsischen Kunstvereins auf der Brühlischen Terrasse zeigt, nur ein paar Namen. Man macht diesem Institut oft den Vorwurf allzu großer Milde, mehr Quantität als Qualität. Vielleicht mit Unrecht. Der Sächsische Kunstverein bleibt immer noch die Plattform junger einheimischer und sächsischer Kunst, zumal in diesen Zeiten die einzige Möglichkeit, einem breiteren Publikum bekannt zu werden. Aber die Zeit selbst wird zum unerträglichen Jürgymnast, bestimmender als Wünsche und Absichten, schonungslos als alle Kritik. Ehrend wird zunächst Oscar Zwintschers gedacht, des vor 10 Jahren gestorbenen Akademiedozenten, dessen Porträts, besonders „Der Akademiker“, unvergessen bleiben werden. 1870 in Leipzig als Sohn des Musikprofessors Bruno Zwintscher geboren, wurde er an der Dresdener Akademie 1903 nachfolger Leon Pohles, nachdem er bis dahin auf der Meißner Akademie in den Räumen Ludwig Richters gelebt und gemalt hatte. Er war ein Unbeirbarer und ein Keel, durchaus eine Führernatur, wenn das Schicksal es nicht anders bestimmt hätte. Den Hauptstoß hat diesmal Hans Sanner belegt, festliche Bilder, ein wenig kokett dabei, mehr ausgeglichener Selbstgenügsamkeit als mitreißendes Gefühl. Gegenbeispiel durchaus Erich Fraach. Farbenkompositionen aus Spanien, hoch und klein, wenn auch nicht immer gleichmäßig. Dann Walter Gutsch mit einem sehr gelungenermaßen philosophischen Bild, das man vor lauter Theorien die Farbe nicht

